

HEYNE
BÜCHER

Thriller
**JOHN
BOLAND**

Forellen im Netz

Seine Gäste verbrachten bei ihm
die schönsten Tage ihres Lebens
- aber auch ihre letzten ...



JOHN BOLAND

FORELLEN IM NETZ

Kriminal-Thriller Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 1329 im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der englischen Originalausgabe
THE CATCH Deutsche Übersetzung von Leni Sobez

Copyright © by John Boland
Printed in Germany 1968
Umschlag- Atelier Heinrichs & Badunann
Gesamtherstellung: Ebner, Ulm

Hugh Hamilton hielt seinen Wagen an, um noch einmal einen Blick auf die Landkarte zu werfen. Verärgert und nervös starrte er auf die roten, braunen und weißen Linien, die ein Spinnennetz hätten darstellen können. Landkartenlesen war noch nie seine Stärke gewesen; aber jetzt gelang es ihm nicht einmal herauszufinden, auf welcher Straße er sich befand. Eine Hauptstraße war es bestimmt nicht; es war nur eine schmale Fahrspur. Mit jeder Meile, die er vorankam, sah das Gebirge höher und das schottische Hochland wilder aus. Er war hundemüde und hungrig wie ein Wolf. Sicher, die Landschaft war großartig, aber man konnte sie nicht essen, und es war für ihn auch ganz ausgeschlossen, im Freien zu schlafen. In seinem Alter war das nichts mehr. Früher hätte er sofort und überall einschlafen können, vorausgesetzt, er hatte zuvor eine ordentliche Mahlzeit gehabt. Er öffnete die Wagentür, quetschte seinen rundlichen Körper hinter dem Lenkrad hervor und tastete mit der Fußspitze den Boden ab. Natürlich war er feucht und morastig. Weiterfahren - was blieb ihm anderes übrig? Er konnte auch nicht wenden, denn der Boden war zu weich. Schließlich mußte die Straße doch irgendwo hinführen. Er hatte auch nicht mehr allzuviel Benzin im Tank. Fluchend klemmte er sich wieder hinter das Lenkrad und fuhr weiter. Nach einer weiteren Meile kam er an eine Straßengabelung. Es gab keinen Wegweiser, und so warf er eine Münze. »Kopf bedeutet rechts und Adler links.« Er warf Adler, aber nach kurzer Überlegung folgte er trotzdem dem rechten Pfad. Hugh Hamilton war schließlich imstande, selbst eine Entscheidung zu treffen. Nach noch einer Meile wußte er, daß er recht gehabt hatte. Der Weg schlängelte sich um den Fuß eines Berges und verlief dann geradeaus weiter in ein Tal. Vor ihm lag am Straßenrand ein kleines Bauernhaus, und als er näher kam, sah er eine Gestalt in einem winzigen Garten arbeiten. Erleichtert hielt er vor der Hütte an. »Gibt es hier herum irgendein Hotel, mein Freund?« fragte er. Tarn Bruce richtete sich langsam zur vollen Größe auf und musterte Wagen und Fahrer. Der Fremde sah selbstbewußt aus; der Ausrüstung im Wagen nach war er auf

dem Weg zum Angeln. »Wahrscheinlich wollen Sie nach Aarolie Castle«, sagte er endlich, ohne die Ungeduld des Fremden zu beachten. »Ist das ein Hotel?« »Sind Sie denn dort nicht angemeldet?« Hamilton schluckte eine bissige Antwort, die ihm auf der Zunge lag, hinunter. Was ging seine Anmeldung den Mann an; aber ein patziges Wort könnte den Burschen verleiten, ihn irgendwohin in die Wildnis zu schicken. »Nein«, sagte er deshalb nur kurz. »Dann gehen Sie am besten nach Aarolie. Hier gibt's dreißig Meilen im Umkreis kein anderes Hotel.« »Wie weit ist es noch bis dahin?« »Fünf Meilen.« »Und wie komme ich dorthin?« Sein Benzin reichte höchstens noch für fünfzehn bis zwanzig Meilen. Er durfte also keine Umwege fahren. »Zwei Meilen geradeaus. Dann geht links ein Weg ab. Den nehmen Sie. Nach ungefähr einer halben Meile kommen Sie in ein Tal. Links ist ein Gehölz, und dort sehen Sie dann auch ein Gatter und eine Fahrspur. Einen Wegweiser gibt's nicht, aber der Weg führt zur Burg.« Hamilton wiederholte diese Instruktionen, legte den Gang ein und schickte sich an, weiterzufahren. »Sagen Sie Hogan Exe - das ist der Eigentümer der Burg -, daß Tarn Bruce Sie schickt.« Tarn Bruce sah dem in der Ferne verschwindenden Wagen nach und ging zu seinem Häuschen zurück. Er war ein pedantischer Mann, und so machte er sich gleich eine Notiz über den Fremden. Er würde schon sein Trinkgeld in Aarolie kassieren, das er für jeden Fremden bekam, den er zum Hotel schickte. Bruce sah auf die Uhr. Höchste Zeit, sich umzuziehen. Er wusch sich mit kaltem Wasser und schlüpfte in seinen Dienstanzug. Es war die Uniform eines Landpolizisten. Tams Auskünfte waren zuverlässig. Das Gehölz war ein ziemliches Dickicht, doch bald sah er das offene, anscheinend wenig benützte Gatter. Die Fahrspur machte eine weitgezogene Kurve durch das Gehölz. Dann lag plötzlich die offene Landschaft vor ihm, mit Aarolie Castle, etwa hundertfünfzig Yards von ihm entfernt. Hamilton war beeindruckt. Der riesige Granitbau stand in einer Talschlucht, am Ende einer Felszunge, die in einen Bergsee hineinragte. Wie eine gemalte Kulisse umschlossen die Berge die Burg; unter ihr lag der

See. Die Gipfel spiegelten sich in dem ruhigen Wasser. Es war eine Landschaft, die sich seit Jahrhunderten kaum verändert haben konnte. Einst mochte die Burg als Festung gedient haben und der Schauplatz blutiger Sippenkämpfe gewesen sein. Sie bot einen friedlichen Anblick, und doch hatte sie eine unheimliche Ausstrahlung. Es wurde kälter. Die Sonne verschwand hinter den Bergen. Hamilton war einen Moment lang gruselig zumute; aber als er weiterfuhr, mußte er über sich selbst lachen. Er brauchte etwas zu trinken - etwas viel sogar - und etwas zu essen. Ein voller Magen beschäftigt sich nicht mit Gespenstern. Steifbeinig kletterte er aus dem Wagen und spähte zu einem riesigen Schild hinauf, das hoch oben an einem Eichenpfosten hing. Es zeigte zwei kitschig gemalte riesige angelnde Forellen, die ein mickriges Männchen an der Angel hatten, das sie offensichtlich an Land zu ziehen versuchten. Unter diesem recht unwahrscheinlichen Bild stand zu lesen: *Die Ungeheuer vom Glen*. Er sah noch immer hinauf, als ihn eine tiefe Stimme begrüßte: »Guten Abend, Sir.«

Hamilton drehte sich nach dem Sprecher um, der lautlos durch das Burgtor gekommen war und unbeweglich dand. Es war ein großer, sehr großer Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem grau-schwarz melierten Bart. Er war in Hemdsärmeln. »Haben Sie ein Zimmer für mich?« Die Worte klangen schroffer, als Hamilton es beabsichtigt hatte, aber das plötzliche Auftauchen des Mannes hatte ihn erschreckt. »Ein Mann namens Bruce sagte mir, Sie hätten Platz.« »Tarn Bruce?« »Ja, richtig.« »Dann müssen wir wohl ein Zimmer für Sie bereitstellen, Sir.« Der Bärtige lächelte, aber Hamilton sah keine Freundlichkeit darin. Exe - denn das war er wahrscheinlich - schien zu überlegen, ob er ihn aufnehmen sollte, ob er für geeignet befunden werden konnte. Hamilton wurde rot vor Zorn. Zum Teufel! Mit ihm und seinem Vermögen war doch alles in Ordnung! Jetzt, nachdem er seinen Laden verkauft hatte, war er schließlich ein ziemlich wohlhabender Mann. »Sind Sie Mr. Exe?« »Ja. Ich bin der Besitzer.« Er kam ihm ein paar Schritte entgegen. »Geben Sie mir Ihr Gepäck, Mr....?« »Hamilton.« »Wir haben wenig

Personal hier, Mr. Hamilton, aber wir werden *es* Ihnen schon gemütlich machen.« Er öffnete den Gepäckraum des Wagens und hob den großen Lederkoffer so mühelos heraus, als sei er leer. Hamilton kniff die Lippen zusammen. Er hatte sich mit dem Koffer ordentlich plagen müssen; er hatte es sogar schon bereut, ihn überhaupt mitgenommen zu haben. Keuchend trottete Hamilton hinter dem großen Mann her über einen Hof und betrat dann die Burg. Die Halle war riesig groß und ließ den Schreibtisch neben der Tür, der offensichtlich für den Empfang bestimmt war, zwergenhaft klein erscheinen. Der Fliesenboden hatte die Größe eines Tennisplatzes. Am anderen Ende der Halle führte eine breite, gewundene Treppe nach oben. Exe stellte den Koffer ab, ging zum Schreibtisch und schlug das Meldebuch auf. »Würden Sie sich bitte hier einschreiben, Mr. Hamilton?« Er sah dem Gast zu, als dieser seine Adresse aufschrieb. »Ach, Sie kommen von den Midlands?« »Ja.« »Wollen Sie lange bleiben, Sir?« »Das hängt von den Fischen ab.« Er lachte nervös. Die durchdringenden blauen Augen seines Wirtes sahen ihn eigenartig prüfend an; ein kalter Schalter lief ihm über den Rücken. »Wir haben hier das beste Fischgewässer von Britannien, Sir. Vielleicht sogar das beste der ganzen Welt.« »Das sind große Worte, Mr. Exe. Viel zu große, meine ich.« Einen Augenblick lang herrschte gespanntes Schweigen. Mr. Hamilton scharfte unbehaglich mit den Füßen. »Kann ich jetzt mein Zimmer sehen?« »Aber natürlich, Sir. Lassen Sie Ihren Koffer nur hier; mein Sohn wird ihn dann hinaufbringen. Auch um Ihren Wagen brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Wenn Sie den Schlüssel hierlassen, werde ich dafür sorgen, daß er untergestellt wird.« Exe ging zur Treppe. »Einen Lift haben wir leider nicht, aber Ihr Zimmer liegt im ersten Stock.« Der Korridor erschien nach der Weite der Eingangshalle eng und das Zimmer vollgestopft. Es schien aber sauber zu sein, und auch das Bett sah bequem aus. Der Wirt blieb unter der Tür stehen, während Hamilton sich kurz umsah. »Gefällt Ihnen das Zimmer?« »Ja, sicher.« »Ausgezeichnet ... Dann werde ich zusehen, daß Sie etwas zu essen bekommen, Sir. Ich nehme doch richtig an, daß Sie

hungrig sind?« Er lächelte, als habe er einen Spaß gemacht. »Unsere anderen Gäste haben schon gespeist, aber wir werden sicher etwas für Sie finden. Sagen wir in zehn Minuten, Sir? Ich werde Sie unten in der Halle erwarten.« Er lächelte noch immer, als er die Tür hinter sich schloß. Hamilton fröstelte. Irgendwie kam es ihm hier kalt vor, und dieser Exe war trotz all seiner Höflichkeit noch einige Grade kälter. Diese unheimlichen Augen! Obwohl Hogan Exe seinem Akzent nach Engländer war, konnte man ihn sich leicht in der Tracht der Hochländer vorstellen, wie er seine Sippe in den Kampf führte, wenn das auch ein bißchen kitschig klang. Hamilton hatte sich sein Leben lang damit beschäftigt, die Menschen nach ihrer Sprache einzuschätzen, und er wußte immer, wenn er einen gemeinen Menschen vor sich hatte. Tatsache war, daß er Exe für gemein hielt. »Verdammt und zugenäht!« Nur der Kaltwasserhahn lief, der andere tröpfelte nicht einmal. Aber bevor er noch einmal fluchen konnte, klopfte es schon an der Tür. »Herein!« Es war nicht nötig, sich zu beklagen. Eine kleine, blasse, bedrückt aussehende Blondine kam herein. Sie trug schäbige Kleider, die ihre Schönheit fast verbargen. Sie brachte einen mit einem Handtuch bedeckten Krug. »Hier ist heißes Wasser, Sir«, sagte sie, stellte den Krug neben das Waschbecken und war schon wieder verschwunden, bevor er noch ein Wort sagen konnte. Vielleicht war es doch nicht so übel hier. Jedenfalls hatte sie eine reizende Figur und hübsche Beine. Und hübsche Beine beeindruckten ihn immer. Er besah sich im Spiegel. »He, Hughie, möglich, daß du Glück hast bei ihr. War das nichts?« Er zog seinen Bauch ein. Er war ein Mann im besten Alter und gut erhalten. Der Wirt wartete schon auf ihn. »Hat Ihnen meine Nichte heißes Wasser gebracht?« Sie war also die Nichte. Das erhöhte seine Chancen. »Ja, vielen Dank.« Der Wirt wies ihm den Weg zum Speisezimmer. Es war kleiner als er vermutet hatte, und das Dutzend Tische war unbesetzt. »Haben Sie noch mehr Gäste?« »Im Augenblick ein halbes Dutzend, Sir.« Exe führte Hamilton zu einem Tisch am Fenster. »Hier haben Sie eine schöne Aussicht. Wir haben zwar keine große Auswahl mehr, aber wenn Sie eine

Fleischbrühe wünschen und nachher vielleicht frischen Salm?« »Ausgezeichnet.« »Und was darf ich zu trinken bringen?« Hamilton verwarf den Gedanken an Bier. Um zu beweisen, daß er kein ganz gewöhnlicher Gast war, bestellte er Sekt. Das schien auch Eindruck zu machen, und nach kurzem Zögern versprach der Wirt, die Flasche selbst zu bringen. Er verbeugte sich und eilte davon. Gleich darauf brachte die Blondine die Suppe, und Hamilton machte sich hungrig darüber her. Ein Meister mußte sie gekocht haben, so vorzüglich schmeckte sie. Damit kannte er sich aus. Und dieser Sekt in einem solchen Loch! Als er seine Mahlzeit beendet hatte, war er in bester Stimmung. Er war gerade beim Brandy angelangt, als Exe an seinen Tisch kam. »Hat es Ihnen geschmeckt, Sir?« »Es war nicht schlecht. Absolut nicht schlecht.« »Darf ich Sie zu einem Brandy in mein Büro einladen?« Hamilton mochte sich zwar nichts schenken lassen, doch er konnte auch nicht ablehnen.

Das Büro sah seltsam aus. An zwei Wänden standen Regale voller Bücher, an den anderen beiden Glasbehälter mit konservierten Fischen. Im trüben Licht der Lampe hielt er sie für Lachse; dann sah er sie näher an und sperrte vor Staunen den Mund auf. »Das sind ja Forellen! Ist das denn möglich?« Exe nickte. »Die Ungeheuer vom Glen, Sir.« »Guter Gott!« In den vierzig Jahren seines Anglerlebens hatte Hugh Hamilton so etwas noch nicht gesehen. Keiner von denen hier wog weniger als sechzehn Pfund. Sein Mißtrauen erwachte. »Das sind Fälschungen!« Die Augen des Wirtes glitzerten. »Wenn Sie selbst eine gefangen haben, Mr. Hamilton, sagen Sie so etwas nicht mehr.« »Sie wollen doch nicht behaupten, daß es hier noch solche Fische gibt?« »Wenn Sie etwas vom Angeln verstehen, Sir, dann garantiere ich Ihnen, daß Sie einen solchen Riesenfisch fangen werden.« Hamilton ließ sich in einen Stuhl fallen; er wagte es nicht, an dieses unverhoffte Glück zu glauben. Das war ja ein Anglerparadies ! Er beobachtete, wie er den Brandy eingoß. »Wollen wir darauf trinken?« lud Exe ihn ein. Er nahm sein Glas. »Ich hoffe, daß Sie recht lange bei uns bleiben, wenn Sie erst einmal gesehen haben, was echter Angelsport ist. Das heißt, wenn Sie nicht

wieder zu Ihren Geschäften zurück müssen.«

»Nein. Es gibt keine Geschäfte mehr für mich. Ich hab' mich zurückgezogen. Habe verkauft.« Exe sah ihn interessiert an, und Hamilton beglückwünschte sich, daß er endlich jemanden gefunden hatte, dem er von seinem erfolgreichen Leben erzählen konnte. Eine solche Gelegenheit hatte ihm schon lange gefehlt.

»Ich bin mein eigener Herr; das heißt, das war ich schon immer. Aber jetzt noch ganz anders. Ich habe keine Verantwortung mehr.« »Das ist ja sehr schön.« Exe seufzte.

»Ich wollte, ich hätte auch genug Geld, um mich zurückziehen zu können ... Aber ich bin nicht schlau genug.«

»Ja, Sie haben recht«, erwiderte Hamilton und legte den Kopf schief. »Im Geschäftsleben muß man schlau sein. Ich weiß das. Mich hätten gern einige untergekrigt, aber ich war schlauer als sie.« Hamilton erzählte, und Exe unterbrach ihn nicht; er murmelte nur ein paarmal bewundernd. Das war Hamilton nur selten passiert, und er genoß es, einem dankbaren Zuhörer die ihm passende Version seiner Lebensgeschichte aufzuschwatzen. »Und jetzt«, schloß er, »will ich mein Leben genießen. Sechsendvierzig Jahre lang habe ich dafür gearbeitet. Jetzt kann ich's mir leisten zu faulenz.« Exe nickte anerkennend. »Ich ziehe den Hut vor Ihnen, Sir, wirklich ... Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Sie mit meiner Mutter bekannt mache? Sie wäre entzückt, und sie hat im Moment Zeit. Mutter kocht hier.« Hamilton hatte sich eigentlich einen Mann als Koch vorgestellt, aber es machte ihm nichts aus, eine Köchin kennenzulernen. »Sie ist eine verdammt erstklassige Köchin, wenn ich das sagen darf«, antwortete er. Er war überrascht, als Exe plötzlich aufsprang und jemandem zulächelte. »Mutter, ich habe gerade über dich gesprochen.« Hamilton drehte den Kopf, sah aber niemanden. Schwerfällig erhob er sich; vor einer Köchin stand er ja sonst nicht auf, aber hier schien alles ein bißchen anders und seltsam zu sein. Mrs. Exe bot sich ihm in einem sehr merkwürdigen Aufzug. Sie trug ein Kostüm aus der Zeit der großen Elisabeth. Mrs. Exe war eine ältliche Frau mit der Figur eines Brotlaibes. Ihr rundlicher Körper war in ein Kleid

gezwängt, das für einen Maskenball bestimmt zu sein schien. Sie hielt ihm ihre Hand entgegen, und einen Augenblick lang war Hamilton versucht, sie zu küssen. »Freut mich, Sie zu sehen.« Sie lächelte ihn mütterlich an. Ihre Augen waren eine etwas blässere Ausgabe der ihres Sohnes. »Wir hoffen, daß es Ihnen hier gefällt, Mr. Hamilton.« Hamilton war sich nicht ganz klar darüber, ob das >wir< ihren Sohn mit einschloß, oder ob sie im Pluralis Majestatis sprach. Vielleicht war sie schon ein bißchen "senil, obgleich sie einen ziemlich gerissenen Eindruck machte; jedenfalls aber war sie eine ausgezeichnete Köchin. »Bis morgen früh, Mr. Hamilton«, verabschiedete sie sich und ging zur Tür. Kaum war sie verschwunden, glaubte Hamilton, lediglich eine Halluzination gehabt zu haben. Der Brandy wirbelte in seinem Kopf; die Erlebnisse des Abends schienen unwirklich zu werden. Doch als er sich umsah, konnte er die Existenz der Riesenforellen in den Gläsern nicht leugnen. »Sie müssen das kleine Hobby meiner Mutter entschuldigen, Sir. Ich hoffe, daß ihre Kostümierung Sie nicht erschreckt hat.« Exe lächelte. »Sie hat eine sehr schöne Sammlung alter Kostüme, und sie liebt es, das eine oder andere ab und zu anzuziehen. Sie sagt, dabei werden sie gelüftet.« »Ja - ja, natürlich. Selbstverständlich.« Hamiltons Zunge wurde allmählich schwerfällig. Es war höchste Zeit schlafenzugehen. Er gähnte. »Ich glaube, ich muß jetzt zu Bett.« »Selbstverständlich, Sir.« Exe stand auf und ging zur Tür. »Ich habe die Unterhaltung mit Ihnen sehr genossen, Mr. Hamilton. Wir müssen sie fortsetzen. Ich hoffe, Sie können gut schlafen, wie alle unsere Gäste. Sie schlafen wie die Murmeltiere.« Wieder gähnte Hamilton. Der Brandy war wirklich ausgezeichnet gewesen. »Gute Nacht«, sagte er und ging zur Treppe. Als er hinaufstieg, hielt er einen Augenblick inne. Es war so still, daß er sein Herz schlagen hörte. Die Stille war so absolut wie in einer Gruft. Ihn fröstelte wieder. Im trüben Licht der Halle schien er Gestalten zu sehen, Menschen, die ihn aus dem Dunkeln heraus beobachteten. Im Korridor brannte nur eine Öllampe. Sie warf huschende Schatten an die Wände. Er beeilte sich, in sein Zimmer zu gelangen. Als er die Tür verschlossen und

verriegelt hatte, stieß er einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. Die dicke Eichentür würde ihn vor all dem bewahren, was draußen auf dem Korridor herumspukte. Sein Koffer war geöffnet, der Schlafanzug lag auf dem Bett und die Pantoffeln standen bereit. Das wirkte irgendwie beruhigend, und es gelang ihm, die Bedrückung von sich abzuschütteln. Alte Burgen hatten immer so eine unheimliche Atmosphäre. Hamilton rülpste und klatschte sich auf den Magen. Lachs und Käse verlangten nach einem Magenpulver; vielleicht hatte er doch ein bißchen zu viel gegessen ... Er stand am offenen Fenster und atmete tief durch. Die Luft war kräftig, und der Geruch des Wassers erfüllte den Raum. Als er sich über das breite Fensterbrett hinauslehnte, fuhr er ängstlich zurück; er war sich nicht darüber klar gewesen, daß der Spiegel des Sees fast vierzehn Yards tiefer genau unter seinem Fenster lag. Er schloß das Fenster und zog die Schuhe aus. Sollte er sie vor die Tür stellen? Nein, nichts auf der Welt konnte ihn veranlassen, noch einmal die Tür zu öffnen - außer es brannte. Er ließ sich auf das Bett fallen, schlüpfte in die Pantoffeln und schrie vor Schmerz auf. Etwas hatte seinen rechten Fuß verletzt. Er zog den Pantoffel aus und sah entgeistert auf einen Forellenhaken, der in seiner Fußsohle steckte. Zum Glück hatte der Haken nur die Haut verletzt und war noch nicht ins Fleisch eingedrungen. Wäre er mit seinem vollen Gewicht auf den Haken getreten, als er in den Pantoffel schlüpfte - Ihm wurde fast übel, als er sich ausmalte, was dann hätte passieren können. Aber wie, zum Teufel, war der Haken in seinen Pantoffel geraten? Hamilton schlief schlecht; kaum war er eingeschlafen, schreckte er von einem Geräusch auf, das wie Kichern klang. Der Wind blies über den See, und vielleicht kam dieses Geräusch nur vom Wasser, das an die Burgmauern klatschte. Erleichtert atmete er auf, als jemand an die Tür klopfte und auf die Klinke drückte. »Ich habe Ihnen warmes Wasser zum Rasieren gebracht. Sir!« rief das Mädchen. Er stieg aus dem Bett und schloß die Tür auf, aber sie war schon wieder fort, und der Krug stand draußen auf der Matte. Der nächtliche Wind hatte sich gelegt. Jetzt zogen Nebelschwaden über das Wasser. Irgendwo sprach eine

Radiostimme, aber sie wurde abgeschaltet. Die beunruhigende Stille kam ihm erneut zum Bewußtsein. Die Blondine servierte das Frühstück. Jeder der Gäste hatte einen eigenen Tisch. Sie bediente rasch und anmutig, aber sie schien mit ihren Gedanken weit weg zu sein. Nur einer der Gäste nickte Hamilton kurz zu, die anderen beschäftigten sich mit fast wütendem Eifer mit ihrer Mahlzeit. Es sah aus, als könnten sie es nicht erwarten, sich dem wirklichen Leben zu stellen: dem Töten von Fischen. Als letzter verließ Hamilton das Speisezimmer. »Sind Sie bereit, Mr. Hamilton?« begrüßte ihn Exe. »In einer Viertelstunde.« »Dann erwarte ich Sie draußen.« Der Dicke nickte und machte sich auf den Weg zu seinem Zimmer. Wo mochten die anderen Gäste schlafen? Er hatte nur sein eigenes Zimmer gesehen, und auf dem Korridor gab es keine weiteren Türen, außer der zum Bad. Und wichtiger noch: Wo mochte das Mädchen schlafen? Die Burg war so groß, daß sie hundert, vielleicht auch mehr Gästen Platz bieten konnte. Er schaute beim Badezimmer um die Ecke und blieb abrupt stehen. Der Gang war mit Brettern versperrt. Also war nur ein Teil der Burg in Benutzung. Seine Neugier ließ ihm keine Ruhe. Er kehrte zur Treppe zurück, um die andere Seite des Ganges zu überprüfen. Er zählte sechs Türen. Ein Blick um die Ecke unterrichtete ihn, daß auch hier der Gang mit Brettern verschalt war. Nur sieben Gästezimmer? Wie, zum Teufel, konnte Exe dieses Objekt halten, ohne ungeheure Verluste einstecken zu müssen? Er kehrte zu seinem Zimmer zurück und fand auf dem Toilettentisch den Angelhaken, der am vergangenen Abend in seinem Pantoffel gesteckt hatte. Jetzt, da er sich daran erinnerte, begann sein Fuß zu schmerzen. Er mußte den Angelhaken zu seinem Wagen hinausbringen und ihn zu seiner übrigen Ausrüstung legen. Draußen war es ruhig und warm. Er wandte sich nach rechts; dort mußte die Garage liegen, denn der See war auf der anderen Seite. Er sah auch bald einen massiv gebauten Schuppen, der Platz für mindestens zwölf Wagen bot. Die Türen standen offen. Jemand hatte die Motorhaube seines Wagens geöffnet und beugte sich über die Maschine. »Was tun Sie denn hier?«

fragte er barsch. Die Gestalt im Overall richtete sich auf. Sie überragte Hamilton um ein ganzes Stück. »Guten Morgen, Admiral. Ihr Schiff hat aber eine feine Maschine.« Hamilton musterte ärgerlich den Sprecher. Dieser sah äußerst lächerlich aus. Er hatte ein rundes Kindergesicht, und auf seiner Oberlippe sprossen ein paar dünne Haare. Er mochte etwa siebzehn Jahre alt sein. Seine Augen standen weit auseinander, und der Mund war zu einem breiten Grinsen verzogen. Das Lächerliche an ihm war die Matrosenmütze auf seinem Kopf mit dem für die Königliche Marine unwahrscheinlichen Schiffsnamen auf dem Band: *Küß midi, Liebling*. Was Hamilton aber veranlaßte, seinen Ärger hinunterzuschlucken, waren die Augen des Jungen. Sie waren von dunklerem Blau als die des Wirtes und musterten ihn seltsam unverwandt und eindringlich. »Sind Sie - sind Sie der Sohn von Mr. Exe?« »Ja, ich bin Willie.« »Na schön. Nun, ich habe nicht verlangt, daß etwas an meinem Wagen getan wird. Sie können die Motorhaube schließen.« »Das ist eine schöne Maschine.« Eine riesige Hand tätschelte fast zärtlich den Kühler. »Ich kriege auch bald einen solchen Wagen.« »Sicher.« Hamiltons Stimme klang sarkastisch. »Sie brauchen nur ein paar tausend Pfund zu sparen, dann können Sie sich einen kaufen.« »Ach, den kaufe ich mir nicht. Papa gibt mir einen.« »Ja, natürlich. Davon bin ich überzeugt.« Das Grinsen verschwand vom Gesicht des Jungen. »Ich muß jetzt an meine Arbeit.« Er beugte sich vor, als wolle er Hamilton etwas zuflüstern, der zog sich jedoch erschreckt zurück. »Ich baue nämlich ein Schiff, ein Geheimschiff.« Ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, marschierte Willie, das Kinn hochgehoben, davon. Seine Arme schwangen, als übe er für eine Parade. Hamilton wischte sich den Schweiß von der Stirn. Der Bursche hatte anscheinend ebenso einen Tick wie seine Großmutter. Auch Exe im Grunde - aber die riesigen Trophäenfische in seinem Büro waren kein Anglerlatein. Er schloß die Haube, öffnete die Wagentür und wollte eben die Tasche mit seiner Anglerausrüstung herausnehmen, die in einem besonderen Fach unter dem Armaturenbrett stand, als er etwas Glitzerndes bemerkte. Ein weiterer Haken, diesmal

ein größerer, steckte in einer Lederfalte des Fahrersitzes. Hätte er sich sofort hinter das Steuer gequetscht, wäre der Haken wohl tief in das Fleisch seiner Kehrseite eingedrungen. Verwirrt sah er sich nach Willie um, doch der war schon verschwunden. Hatte er den Haken dort versteckt, damit er sich verletzen sollte? Das wäre aber doch zu unglaublich. Sicher war es nur ein böser Zufall, aber wie konnte das geschehen? »Sind Sie soweit, Sir?« Hogans tiefe Stimme ließ ihn herumfahren. Er hatte den Bärtigen nicht kommen hören. Exe trug einen Weidenkorb. »Meine Mutter hat etwas für Sie zusammengestellt, Sir. Ich hoffe, es reicht.« Er starrte Hamilton an, dann den Wagen. »Ich habe meinen Sohn von hier kommen sehen. Hat er sich den Motor angesehen?« »Woher wissen Sie das?« Exe lachte. »Er ist verrückt nach Automotoren, Mr. Hamilton, und er bekommt nicht oft einen so teuren Wagen zu sehen wie den Ihren. Aber Willie beschädigt nichts.« Das war eine ziemlich matt vorgebrachte Entschuldigung. Hamilton begnügte sich vorerst mit einer Warnung. »Wenn er etwas beschädigt...« Er konnte seinen Satz aber nicht vollenden, da Exe laut auflachte. »Bei Gott, nein, Sir. Einer *Maschine* würde Willie niemals etwas antun, dafür liebt er sie zu sehr. Sie dürfen mir glauben, Sir, wenn Willie eine Maschine in die Hand bekäme, dann wäre sie anschließend nur besser als vorher. In dieser Beziehung ist Willie einfach großartig. Motoren, Elektrogeräte - all dieses Zeug. Sie sollten sehen, was er gebaut hat... Aber wir verschwenden nur Zeit. Sind Sie soweit, Sir?« Sie gingen zum Ufer, an dem große Ruderboote vertäut lagen. Exe hielt ein Boot fest, während Hamilton einstieg, stieß dann ab und begann zu rudern. Exe hatte die Ärmel hochgerollt, und Hamilton beobachtete fasziniert die geschmeidigen Bewegungen des Älteren und das Muskelspiel an seinen Armen. Das Boot schoß durch das Wasser, als würde es von einer starken Maschine angetrieben. Bald war das Ufer von dicken Nebelschwaden verhüllt, aber Exe ruderte weiter. »Ich bringe Sie nun zu einem Fleck, wo Sie einen schönen großen Fisch, vielleicht auch zwei, fangen können.« »Wenn es überhaupt Fische in diesem Wasser gibt, werde ich sie mir

holen«, entgegnete Hamilton selbstsicher. Doch einen solchen Tag wie diesen hatte Hamilton noch nie erlebt. Schon beim ersten Wurf hatte er etwas an der Angel, das wie ein Schnellzug abzog. Seine Arme wurden ihm beinahe ausgerissen. Das Angelfieber ließ ihn alles vergessen, sogar den Hunger. Trotzdem mußte er bald aufgeben. Für solche Riesenfische brauchte er ganz andere Geräte. Um mit diesen Tieren fertig zu werden, würde er Lachsleinen benötigen. Zwei kleinere Forellen hatte er gefangen, aber auch diese waren, gemessen an jenen, die er bisher am Haken gehabt hatte, mindestens doppelt so groß. Exe holte ihn wieder ab. Hamilton war ziemlich aufgekratzt, als er ihn begrüßte. Den ganzen Rückweg schilderte er ihm genau jede Einzelheit seiner Erlebnisse. Ungefähr fünfzig Yards vom Ufer entfernt hörte Exe auf zu rudern und ließ das Boot treiben. »Sie werden also bleiben, nehme ich an?« fragte er. »Mich kriegen Sie so schnell nicht wieder los«, versicherte Hamilton, obwohl sein Gefühl ihn zur Vorsicht mahnte. Lieber nicht zu viel Begeisterung zeigen, dachte er, sonst verdoppelt der Kerl noch den Preis. Hogan stützte sich auf die Riemen und musterte eingehend sein Gegenüber. »Mr. Hamilton«, sagte er schließlich, »ich glaube, Sie sind wirklich ein passionierter Angler.« Gespannt wartete der Dicke, was nun kommen mochte. »Wirklich, ein richtiger Angler und echter Sportler. Würden Sie nächstes Jahr noch mal kommen?« »Warum?« »Ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen - vielleicht. Ich betone: vielleicht.« Erstaunt runzelte Hamilton die Stirn. »Wir sollten uns heute abend in meinem Büro unterhalten.« »Und worüber?« »Über Fische und Angeln.« Was wollte der Bursche eigentlich? Aber war das so wichtig? Hamilton erinnerte sich der Riesenflsche an seiner Leine und träumte von glorreichen Erfolgen. Hatte er erst das richtige Gerät für diese Sonderexemplare von Fischen, dann mußte jeder seiner Bekannten daheim grün vor Neid werden. Exe brach das Gespräch ab und ruderte schweigend zum Ufer. Er nahm Hamiltons Fische, um sie zu wiegen. Der größere wog etwas über fünf Pfund; mit den Prachtstücken in den Glaskästen verglichen, sah er wie ein magerer Schwanz aus. »Ich werde

meiner Mutter sagen, sie soll Ihnen einen davon zum Abendessen kochen, Sir.« »Ausgezeichnet. Ich werde baden, wenn es heißes Wasser gibt.« »Ja, Sir, davon gibt es jede Menge.« Für einen Mann von Hamiltons wuchtiger Statur war die Badewanne viel zu klein, aber er war zu guter Laune, um sich darüber zu ärgern. Als er in sein Zimmer zurückkehrte, runzelte er die Brauen. Er erinnerte sich genau daran, seine Brieftasche rechts auf den Toilettentisch gelegt zu haben, und jetzt lag sie links. Er prüfte den Inhalt nach; es fehlte nichts. Er wußte immer ganz genau, wieviel Geld er bei sich hatte, sogar wieviel Briefmarken. Hatte vielleicht das Mädchen sie durchwühlt, um zu sehen, wieviel Geld er hatte? Oder war der lange Trottel Willie im Zimmer gewesen? Macht nichts, dachte er, es ist ja nichts passiert, aber in Zukunft stecke ich eben meine Brieftasche lieber ein. Wenigstens waren keine Angelhaken mehr im Zimmer verstreut. Das Abendessen war so delikat, daß er den kleinen Vorfall schnell vergaß. Er dachte nicht einmal daran, Selina zu beobachten, ob sie sich verdächtig benahm. Der Mann, der ihm beim Frühstück zugenickt hatte, zeigte sich besonders aufgeschlossen; er fragte ihn interessiert, ob er Glück gehabt habe.

»Sie kommen bestimmt wieder, nachdem Sie den Fleck hier entdeckt haben. Ich komme seit drei Jahren her.« Er beugte sich zu Hamilton herüber. »Das ist eine Ehre, wenn Sie es noch nicht wissen sollten. Hogan sucht sich seine Gäste sehr genau aus.« »Sie meinen also, er nimmt nicht jeden auf?« »Ganz bestimmt nicht. Freund Exe ist recht wählerisch.« Darüber mußte man nachdenken. Wahrscheinlich war Exe auf seine Art ebenso verschoben wie die übrigen Familienmitglieder. Ein solches Objekt wie dieses Hotel könnte doch eine Goldgrube sein, hätte er siebzig Gäste statt nur sieben. Aber nach dem Abendessen erfuhr Hamilton in Hogans Büro, weshalb er diese spärliche Besetzung vorzog. »Ich möchte dieses Hotel sehr exklusiv betreiben«, erklärte Exe. »Wissen Sie, nur mit ein paar ganz ausgesuchten Leuten. Natürlich muß dafür bezahlt werden, wenn man es mit so wenig Gästen halten will.« Unruhig, doch fast unhörbar lief er auf und ab. »Also muß jeder einzelne Mann reich sein, und

außerdem natürlich auch akzeptabel.« »Sprechen Sie weiter.« »Sie müssen den Mund halten können über die Fische, die es hier gibt, sonst werden wir überlaufen. Natürlich ist die Zahl der Prachtexemplare ohnehin begrenzt; deshalb müssen unsere Klubmitglieder schweigen können.« Etwas war seltsam an Exes letzten Worten; sie waren nicht nur eine genaue Schilderung der Situation. Sie hatten einen Unterton, den Hamilton nicht genau definieren konnte. »Es kostet viel Geld, dieses Hotel instand zu halten«, fuhr Hogan nachdrücklich fort. »Ich möchte alles bequemer gestalten, doch das erfordert Zeit. Auch in guten Jahren bleibt nur wenig Bargeld übrig, hat man erst die Steuern und alles übrige bezahlt.« Jetzt erst begriff Hamilton den Sinn der Unterhaltung. »Jawoll, Steuern!« rief er. »Die ziehen einem die Haut bei lebendigem Leib ab.« »Sie sind sehr verständnisvoll, Mr. Hamilton«, antwortete Exe bedächtig und goß Brandy nach. »Will man überhaupt etwas dabei verdienen, muß man mit der Buchhaltung recht vorsichtig sein. Aber natürlich, wenn man gegen bar verkauft.« Seine durchdringenden blauen Augen beobachteten den Dicken über den Rand seines Glases. Hamilton lehnte sich zurück; er fühlte sich sehr selbstsicher. Er hatte manchen ähnlichen Kampf ausgefochten, und das verringerte Exes Überlegenheit. Er war nun nicht mehr die etwas furchterregende Verkörperung eines Hochlandpiraten, sondern eher die eines unehrlichen Mannes, der auf schnelle fette Geschäfte aus war. »Na gut, Exe, dann schlagen Sie mir Ihren Handel vor.« Wenn es einem Mann von Hogans Größe überhaupt möglich war, zusammenzuschumpfen, so tat er das jetzt. »Ich - ich verkaufe den Mitgliedern ein Privatstück Wasser.« »Kostet?« »Zwölfhundert Pfund. Bar.« Jeder andere wäre bei der Nennung einer solchen Summe zusammengezuckt, nicht aber Hamilton. Er warf einen Blick auf die Glasbehälter. Den Etiketten nach wog eines dieser Exemplare mehr als zwanzig Pfund; und sie waren alle in den vergangenen zehn Jahren gefangen worden. Bei Gott, ein solches Ungetüm mußte man haben! »Nun, Sir?« »Sie haben ein neues Mitglied, Exe, vorausgesetzt, Sie können noch ein paar Punkte klären.«

Hamilton war kein Narr, sondern ein gerissener Geschäftsmann. Bevor er auch nur einen Penny herausrückte, mußte er davon überzeugt sein, daß alles in Ordnung ging. »Erst einmal: wo liegt dieses Wasser, das Sie mir verkaufen wollen?« Hogan nahm eine große Landkarte aus seinem Schreibtisch und breitete sie vor Hamilton aus. So wenig er sonst auch vom Kartenlesen verstand, diese begriff er. Sie zeigte etwa eine Meile des Flusses, der in gleichmäßige Abschnitte eingeteilt war. Jeder Abschnitt hatte in der Mitte einen roten Stern mit einem Namen daneben. »Sind das die Burschen, denen die Abschnitte gehören?« »Ja.« Hamilton besah sich die Namen, doch er kannte keinen von ihnen. Nur zwei Abschnitte waren noch frei. »Sind diese beiden Stücke alles, was noch übrig ist?« »Es gibt noch einen Fluß, wenn dieser vergeben ist.« Hamilton kratzte sich am Kopf. Zwölfhundert Pfund waren eine ganz schöne Menge Geld. War es das auch wert? Der Bärtige schien die Gedanken seines Gegenübers zu ahnen. »Selbstverständlich ist das viel Geld, aber Sie haben auch mehr dafür als nur ein Stückchen Wasser. Sie bekommen ein Zimmer, das stets nur für Sie reserviert ist, so daß Sie während der Saison, solange Sie wollen, bleiben können.« »Gut. Abgemacht.« Eine Stunde später suchte Hogan seine Mutter in der Küche auf. Diesmal war sie im Stil der Queen Victoria gekleidet und saß an einem langen Arbeitstisch, als halte sie eine Ratssitzung mit ihren Ministern ab. »Ich glaube, daß Mr. Hamilton dem Klub beitrifft, Mutter.« Mrs. Exe lächelte vage, denn sie brütete über ihrer Einkaufsliste, »Das ist aber fein, mein Lieber, wenn du glaubst, daß er der Mann ist, den du brauchst.« Exe überlegte sorgfältig. »Ich glaube schon«, meinte er schließlich. »Er ist reich, Witwer, und hat sein Geschäft aufgegeben. Keine Familie, mit der man sich herumschlagen mußte. Keiner, der sich um ihn Sorgen macht, wenn er der Forellengesellschaft beitrifft.« »Nudeln.« »Wie bitte?« »Nudeln. Wir haben keine Nudeln mehr. Willie muß Nudeln einkaufen.« Sie sah sich in der riesigen gewölbeartigen Küche um, als überlege sie, was sie sonst noch brauche, bis sie merkte, daß ihr Sohn sie immer noch geduldig ansah. »Ach, wolltest du

noch etwas. Lieber?« »Ich habe eben von Mr. Hamilton gesprochen, Mutter. Mr. Hamilton wird unserem Klub beitreten.« »Nun, das ist ja großartig, Hoky.« »Und du hast nichts gegen ihn einzuwenden, Mutter?« »Guter Gott, nein. Arme, einsame Seele ... Er ist ziemlich fett, aber das ist ja gut, oder nicht?« »Bist du damit einverstanden?« »Aber selbstverständlich, mein Junge. Alles, wie du meinst. Du weißt doch, deine Mutter vertraut dir.« Sie hob einen Finger. »Nüsse!« Sie machte eine Notiz auf der Einkaufsliste und vergaß sofort Hogans Anwesenheit. Er zuckte die Schultern. Seine Mutter nahm ihre Aufgaben sehr ernst. Die Gäste hatten sich alle schon zurückgezogen; er ging hinaus zum See und blickte über das Wasser. Es erregte ihn immer, wenn er es sah, besonders aber des Nachts. War es nicht ein bißchen riskant, zwölfhundert von Hamilton zu verlangen? Vielleicht aber hätte der Dicke sogar mehr bezahlt. Doch jetzt war es zu spät, etwas zu ändern. Der Handel war abgeschlossen. Hogan hob lauschend den Kopf, denn er hörte das Geräusch von Fahrradreifen auf dem Kies der Einfahrt. »Bist du es, Tarn?« »Guten Abend, Mr. Exe.« Die Gestalt des Polizisten trat aus der Dunkelheit. Exe lächelte in sich hinein. »Du bist sicher auf Wilddiebe aus?« fragte er. »Haben Sie vielleicht eine Spur?« erkundigte sich Tarn eifrig. »Nein, absolut nichts.« »Sie sind aber da. Ich spür's in meinen Knochen. Die Teufel sind bestimmt da!«

»Ich hab' hier im Glen keinen einzigen Fremden gesehen. Tarn.« »Ich muß ihnen aber auf den Fersen bleiben.« Nach einer kleinen Pause fuhr er vorsichtig fort: »Und wie steht's mit Ihren Geschäften? Die gehen doch bestimmt gut?« »Nicht schlecht, möchte ich sagen. Nicht schlecht.« Er atmete tief. »Ich hätte nicht gedacht, daß es so kühl wird.« »Ja, es ist ziemlich kalt.« »Du hast einen langen Dienst vor dir, Tarn. Wie war's mit einem Schlückchen, um die Kälte auszutreiben?« Tarn überlegte und nahm dann an. Er war *eine* Runde gegangen und konnte sich nun ein bißchen Ruhe gönnen. »Ein Tröpfchen nur, Mr. Exe, zur Vorbeugung, sozusagen. Vielen Dank, daß Sie so auf meine Gesundheit bedacht sind.« Zehn Minuten später radelte Tarn mit drei

recht großzügig bemessenen Tröpfchen im Magen davon. »Ich fahr ohne Licht, solange ich auf Ihrem Gelände bin, Sir. Ich möcht keinen von den Wilddieben aufscheuchen. Vielleicht fang ich dann einen.« Das Reifengeräusch auf dem Kies verklang und wurde von einem anderen abgelöst. Das Surren eines Elektrobahrers drang deutlich aus dem Schuppen. Hogan lächelte. Willie arbeitete an seinem Raumschiff. Hamilton holte sich das Geld für seine Mitgliedschaft bei einer Bank vierzig Meilen weit weg, um Exe nicht zu beunruhigen. Die Überweisung dauerte einige Tage, und die verlebte Hamilton in der ständigen Angst, Exe könne sein Angebot zurückziehen. Bis jetzt hatte Hamilton keinen von den Riesenfischen gefangen, aber ein Vierzehnpfünder hatte seinen Appetit gereizt. Nicht einmal an Selina dachte er mehr; in seinem Alter konnte man sich nicht mit mehreren Dingen gleichzeitig beschäftigen. Er kam gerade rechtzeitig vor dem Abendessen zurück und nahm die Tasche mit dem Bargeld mit ins Speisezimmer, um sie nicht aus den Augen zu lassen. Er hatte damit gerechnet, daß Exe ihn erwarten würde, doch der ließ sich nicht blicken. »Ist Ihr Onkel in seinem Büro?« fragte er Selina. »Ich glaube, er ist mit einem der Herren weggegangen.« Der Hotelbesitzer zeigte sich bis nach dem Abendessen nicht. Hamilton war es unangenehm, so viel Bargeld mit sich herumzuschleppen, und er wußte nicht recht, was er tun sollte. Schließlich wandte er sich an Selina. »Bitte, sagen Sie Ihrem Onkel, ich sei in meinem Zimmer.« »Ja, Sir, das werde ich tun.« Es klang ein bißchen müde. Als er aber sein Zimmer betrat, blieb er vor Schreck erstarrt stehen. Das Bett war abgezogen und alle seine Sachen waren fort. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Er drückte die Tasche mit dem Geld fest an sich, als fürchte er, jemand wolle sie ihm wegnehmen. Er geriet geradezu in Panik, als er hinter sich eine Stimme hörte: »Tut mir leid, Sir. Willie hat ganz vergessen, es Ihnen zu sagen.« Hogan stand zwei Schritte hinter ihm; seine Augen funkelten. »Was - was hat er mir nicht gesagt?« Hamilton keuchte; sein Herz klopfte heftig von dem Schrecken. »Daß wir Ihnen ein anderes Zimmer gegeben haben, Sir.« Exe schüttelte

bedauernd den Kopf. »Na, ich wollte doch, daß der heutige Abend besonders schön wird - und nun vergißt Willie das einfach!« Er lächelte nochmals entschuldigend. »Ich hoffe, Sie werden mir das nicht nachtragen, Sir, aber Sie verstehen doch, daß wir Ihnen, als einem neuen Klubmitglied, ein besseres Zimmer zuweisen wollen.« Jetzt lachte Hamilton, aber es war mehr Nervosität in diesem Lachen als Heiterkeit. Einen schrecklichen Augenblick lang hatte er geglaubt - aber Hogans kräftige Hand schob sich unter seinen Ellbogen, führte ihn zur Tür hinaus und an der Treppe vorbei in den anderen Korridor, den Hamilton vor wenigen Tagen zu erforschen versucht hatte. Vor einer Tür blieb er stehen. »Das ist Ihr neues Zimmer, Sir. Ich hoffe, es gefällt Ihnen.« Der Dicke trat ein und riß vor Staunen den Mund auf. Sein Schlafanzug lag auf einem breiten Kastenbett, das fast sechsmal so groß war wie das Bett im alten Zimmer. Es war das größte Möbelstück in dem holzgetäfelten Raum; hübsche, bunte Teppiche gaben ihm ein freundliches Aussehen. In einem riesigen Kamin brannte Feuer; zwei Armstühle davor luden zu einem gemütlichen Plausch ein. »Das ist ja ein herrliches Zimmer!« »So werde ich alle Zimmer einrichten lassen, sobald ich das Geld dazu habe.« Geld. Jetzt erst bemerkte er, daß er noch immer die Geldtasche an sich drückte, doch Exe schien das nicht bemerkt zu haben, denn er deutete auf verschiedene Türen. »Dies hier ist das Badezimmer, und dort geht es in den Ankleideraum. Und jetzt, Sir - ich nehme an, Sie wollen zu Bett gehen - bringe ich gleich die Papiere herauf, damit Sie sie unterschreiben können, und wir alle zufrieden sind.« Hamilton nickte. Exe tat alles in der richtigen Reihenfolge. Die Übergabe des Geldes sollte erst nach der Unterzeichnung der Verträge erfolgen. »In Ordnung?« fragte er. »Ich brauche nur zehn Minuten.« Genau auf die Sekunde kehrte der Bärtige zurück und hatte nicht nur die vorbereiteten Papiere bei sich, sondern auch eine mit einer klaren Flüssigkeit gefüllte Flasche und zwei Gläser. Hamilton war bereits in Schlafanzug und Morgenrock. Er las die Dokumente durch, unterschrieb sie und grunzte befriedigt. »Das Geld ist dort drüben.« Er deutete auf die Tasche.

»Wollen Sie nachzählen?« »Beim Himmel, nein, Sir!« Hogans weiße Zähne blitzten unter dem Bart. »Ich weiß, wenn ich jemandem vertrauen kann.« Er hielt ihm die Flasche entgegen. »Wie war's, wenn wir den Handel damit besiegeln würden? Das ist hundertprozentig reines Hochlandmalz. Es ist nicht zu kaufen, um keinen Preis. Ein Tröpfchen davon, und Sie schlafen wie ein Murmeltier.« Er füllte zwei kleine Gläser und reichte eines dem Gast. »Ein langes und erfolgreiches Leben!« »Und auf einen Dreißigpfünder!« antwortete Hamilton. Hamilton nippte an seinem Glas. Das Getränk war stark und wärmend. Beinahe blieb ihm der Atem weg. Das Zeug wirkte wie ein Schlag auf den Hinterkopf. »Ex!« forderte Hogan ihn auf. »Ex!« antwortete Hamilton, und beide tranken bis zum letzten Tropfen aus. Exe hatte nicht einmal mit der Wimper gezuckt; sein Magen mußte mit der Haut eines Nilpferdes ausgekleidet sein. Aber Hamilton spürte die Wirkung sofort. Irgend etwas war nicht richtig mit ihm. Er war betäubt worden; seine Augen gehorchten ihm nicht mehr recht. Exes Gesicht kam dem seinen immer näher, wich wieder zurück, kam näher, bis es sich schließlich in einen weißen, nebelhaften Fleck auflöste. »Ruhig, nur ruhig, mein Freund!« Hamilton spürte den Arm, der sich um seine Taille legte; dann wurde er getragen. Exe legte ihn lächelnd auf dem Kastenbett ab, dann warf er einen Blick auf seine Uhr. Als Hamilton eingeschlafen war und röchelnd atmete, nickte er. Er ging zum Kamin und schob ein Stück der Holzverkleidung zur Seite. In der Vertiefung stand ein Telefon mit zwei verschiedenfarbigen Knöpfen. Er drückte auf den roten. Willie Exe hatte den Summer gehört und sah auf. Über der Werkbank befand sich eine Glasplatte, auf der zu lesen stand >Abteilung Ausführung<, und hinter dem Glas blinkte eine Glühbirne mit Intervallschaltung, die das Schild beleuchtete. »Jawoll, Käpt'n«, meldete er sich und salutierte. Er legte den Schraubenzieher weg, mit dem er gerade gearbeitet hatte, verließ den Schuppen durch den Hinterausgang und ging zur Großmutter in die Küche. Oma las gerade ein Buch und stieß einen schrillen Schrei aus, als er sich von hinten anschlich und ihr lachend »Huhu!« in die

Ohren brüllte. »Willie, du unverschämter Bengel!« fuhr sie auf und preßte eine Hand aufs Herz, um es wieder zu beruhigen. »Du hast mich beinahe zu Tode erschreckt.« »Hast du denn den Käpt'n nicht gehört?« »Was?« fragte sie zerstreut. »Ich bin gerade bei einem neuen Strickmuster. Du könntest einen neuen Pullover brauchen.« »Großmutter«, drängte er, »die Sprechanlage!« »Was? Welche Anlage?« fragte sie. »Ach, Oma, du weißt doch. Die Sprechanlage!« »Meinst du das Telefon, das du eingerichtet hast?« Sie legte lauschend den Kopf schief. »Ja, jetzt hör ich's. Du bist wirklich sehr geschickt.« Er hüpfte ungeduldig herum. »Willst du es denn nicht abnehmen?« »Sei nur nicht gleich so ungeduldig, Junge, das ist nicht gut für dich.« Sie sah ihn liebevoll an, erhob sich mühsam und stakste steifbeinig zu einem Wandschrank, auf dem >Weizen-mehl< stand. Sie öffnete das Türchen und nahm den Telefon-hörer ab. »Ja, mein Lieber?« »Komm doch bitte herauf, Mutter. Mr. Hamilton hat ein Tröpfchen zuviel getrunken.« »Ja, natürlich. Ich bin in einer Minute oben.« Sie hängte den Hörer auf, fummelte im Schränkchen herum, brachte schließlich Strickzeug und einen Küchenwecker zum Vorschein, schloß das Türchen und winkte Willie zu. »Komm mit, Junge.« Von der Rückwand der Küche aus gingen ein paar Stufen zu einer Tür, die zu den Kellergewölben hinabführte. Früher dienten sie ab Verliese und Vorratsräume; sie waren in den Felsen gehauen und so zahlreich, daß Willie bisher noch nicht alle durchforscht hatte. In einige der Kellerräume hatte Willie Stromleitungen gelegt, aber die paar nackten Glühbirnen hellten die Schatten nicht auf, sondern machten sie nur noch spukhafter. Ihre Schritte hallten in den Gewölben, und Willie überlief ein Frösteln der Erwartung. »Kann ich jetzt die Torpedos abfeuern, Oma?« »Ja, natürlich, mein Liebling.« Mrs. Exe durchquerte das zweite Gewölbe und öffnete eine dicke Eichentür. In der Ecke des dritten Raumes drückte sie auf einen Stein, der zur Seite schwang. In der kleinen Höhlung gab es ein Telefon und verschiedene Schalter. An der linken Wand befand sich ein primitiver offener Lift. Willie nahm den Telefonhörer ab. »Torpedorohre

geschlossen, Sir«, meldete er. »Gut, Junge.« Hogans Stimme klang ruhig. »Schick die Großmutter herauf, ja?« »Vater will, daß du hinaufkommst, Oma.« Mrs. Exe trat in den Lift, schloß die Tür und beschäftigte sich mit ihrem Strickzeug. Willie drehte an einem der Schalter. »Feuer ab!« Langsam hob sich der Lift. Die Großmutter zählte die Maschen auf der Nadel. In Hamiltons Zimmer hörte Hogan das Klicken des ankommenden Lifts. Er drückte auf einen Knopf, die Tür schob sich auf und zeigte seine maschenzählende Mutter. »Ich hab' schon geglaubt, ich hätte eine Masche fallen lassen«, sagte sie, »aber das Muster stimmt noch.« Sie ging zum Bett hinüber und betrachtete den schnarchenden Mann. »Er sieht sehr friedlich aus, Lieber, nicht wahr?« »Ja, Mutter.« »Weißt du«, fuhr sie fort und blickte sich im Raum um, »das ist wirklich ein sehr schönes Zimmer, Hogy. Hat Mr. Hamilton gesagt, daß es ihm gefällt?« »Es hat ihm sogar ausgezeichnet gefallen.« »Großartig!« Sie legte ihr Strickzeug und den Küchenwecker auf einem Tischchen vor dem Kamin ab und stellte den Wecker ein. »Jetzt kannst du weitermachen«, meinte sie lächelnd. »Ja, Mutter.« Er ging zum Telefon. »Weitermachen, Willie!« Willie im Keller unten salutierte. »Jawoll, Käpt'n.« Er drehte einen zweiten Schalter. »Alle Torpedos laufen, Sir.« Exe sah zum Bett hinüber. Langsam und lautlos senkte sich die Decke des Kastenbettes auf die schnarchende Gestalt herab. Aus der Decke schob sich ein dicker Schaft mit Gewinden, der wie eine riesige Presse aussah. »Die Torpedos laufen gut, Willie«, meldete er. Der Lift fuhr abwärts. Hogan ließ sich in einen Armstuhl fallen. Die Decke des Kastenbettes war nun nur noch eine Handbreit über dem bewußtlosen Mann. Als er nicht mehr zu sehen war, beschäftigte sich Hogan mit seinen Fingernägeln. Der Erstickende gab keinen Laut von sich. Die Stricknadeln von Mrs. Exe klapperten und der Wecker tickte. »Ich glaube, Hogy, daß wir das alte Fleisch am besten morgen in der Suppe verkochen«, sagte die Großmutter schließlich. »Ja, Mutter, wie du meinst.« »Und du mußt Willie sagen, er soll einen größeren Kühlschrank bauen.« »Gib ihm genau an, wie du es haben willst, dann tut er es schon.« Sie legte ihr

Strickzeug weg. »Und Wolle brauche ich auch bald.« »Willie kann sie dir besorgen, wenn er weg geht.« »Aber er soll nicht wieder dahin gehen, wo er zuletzt war. Reine Räuberei ist das. Solche Leute gehören eingesperrt.« Der Wecker machte >ping<. Sie sah ihn befriedigt an. »Jetzt ist er soweit. Lieber.« Hogan stand auf und ging zum Telefon. »Okay, Willie.« Willie im Keller feixte. »Periskop ausfahren!« Er drehte einen Schalter, und zwei Stockwerke über ihm hob sich der Himmel des Kastenbettes wieder. Willie bestieg den Lift. »Auftauchen, Sir! Alle Tanks belüften!« Mrs. Exe stand mühsam auf und ging zum Bett. »Er sieht sehr friedlich aus, Hoky«, meinte sie gütig und legte den Kopf schief. »Ganz schön viel Fleisch auf den Knochen«, fügte sie anerkennend hinzu. Als Willie im Lift auftauchte, lobte ihn Hogan. »Gut gemacht, Junge. Alles ging wie geschmiert.« Für einen Augenblick vergaß der Bursche sein Marinegehebe. »Hat alles geklappt, Vater?« »Es klappt doch immer. Du bist ein guter Kerl, Willie.« Er rieb sich die Hände. »An die Arbeit!« Mit der in langer Praxis erworbenen Geschicklichkeit hoben sie den Körper vom Bett und schoben ihn in den Lift. Mrs. Exe warf die Kleider des Toten auf das Bett, das dieser so unfreiwillig verlassen hatte. Dann holte sie seine Toilettenartikel aus dem Bad. Mittlerweile war der Lift auf dem Weg zum Keller. Exe öffnete die Tür und spähte den Gang entlang. Niemand war zu sehen, und er winkte Willie, er solle ihm folgen. Die Leiche im Keller wartete schon auf sie; die beiden hielten den toten Hamilton aufrecht, als sie ihn in ein anderes Verlies trugen. Willie knipste das Licht an; sie befanden sich in einem Raum, der kleiner war als die anderen, aber nicht so leer wie die übrigen. In der Mitte stand ein niedriger Tisch; dahinter befand sich ein Förderband, dessen Ende in ein Loch in der Wand mündete. An der einen Seite des Gewölbes lag ein Haufen großer Steine; daneben war ein Stapel seltsamer Drahtkäflge zu sehen, die etwa die Länge, Breite und Tiefe eines ausgewachsenen Mannes hatten. Der Tisch war mit einem Plastiktuch bedeckt, das bis zum Granitboden hinabreichte. Auf dem Tuch stand ein offener Käfig, in den sie den toten Hamilton schoben. Es war Willies

Aufgabe, seine Arme und Beine ordentlich zurechtzulegen. Dann packte er einige große Steine in den Käfig. »Meinst du, sie reichen, Vater? Er ist ziemlich schwer und könnte noch schwimmen.« »Gute Idee, Willie. Mach, wie du meinst.« Mrs. Exe kam mit einer Thermosflasche und zwei Tassen. »Alles in Ordnung? Großartig. Einfach großartig. Willst du etwas Suppe haben, Hogy? Sie tut dir gut, und draußen ist es kalt.« »Vielen dank, Mutter.« Er nahm einen Schluck. »Die ist aber fein!« »Sie ist auch etwas ganz Besonderes.« Sie sah ihn liebevoll an. »Nimm deinen Schal, wenn du hinausgehst.« Sie goß Suppe für Willie ein, der inzwischen den Drahtkäfig geschlossen hatte und sich nun damit abmühte, den Reißverschluß der Plastikhülle zuzuziehen. »Er ist jetzt fertig, Vater.« »Gut, mein Junge.« Hogan half seinem Sohn, die nun endgültig verpackte Leiche auf das Förderband zu heben. Mrs. Exe sah besorgt zu. »Vorsichtig, bitte, er ist sehr schwer.« Sie schüttelte zweifelnd den Kopf. »In Zukunft würde ich keinen so schweren mehr aussuchen, Hogy. Du könntest dich überanstrengen.« »Das schaffen wir schon, Großmutter«, versicherte Willie. »Bist du fertig, Vater?« »Ja.« »Gut.« Er stand stramm und sagte mit ernster Stimme: »Ich taufe dieses Schiff auf den Namen *Forellenmahlzeit*.« Er drückte auf einen Knopf, und das Förderband bewegte sich. Langsam führte es die eingewickelte Leiche Hugh Hamiltons dem Loch in der Wand entgegen. Sie lauschten angespannt, bis sie verschwand. Einen Augenblick später hörten sie ein gedämpftes Aufklatschen und atmeten erleichtert auf. »Nun sind wir fertig«, sagte Hogan und ging zur Tür. »Du brauchst nicht auf mich zu warten, Mutter.« »Schön, mein Lieber. Aber nimm auch ganz bestimmt den Schal. Du weißt doch, dein Hals ist sehr empfindlich.« Ihr Sohn machte sich auf den Weg durch den Irrgarten von Verliesen, Gängen und Gewölben. In einem der Keller saß ein ausgemergelter Mann mittleren Alters an einem Möbelstück, das wie ein riesiger, flacher Tisch aussah. Er las ein Buch. Als Mr. Exe das Gewölbe betrat, sah er auf, sagte aber nichts. Mrs. Exe, die ihrem Sohn auf den Fersen folgte, lächelte ihn an. »Guten Abend, Mr. White. Herrliches Wetter heute!« Der magere

Mann sah den beiden nach, als sie weitergingen und beschäftigte sich dann wieder mit seinem Buch. Hogan stieg eine Steintreppe hinauf, lugte durch einen Spion in einer Wandverschalung und schob befriedigt die Geheimtür zur Seite, die in die leere Eingangshalle führte. Sorgfältig schloß er sie hinter seiner Mutter, nahm einen Schal vom Kleiderhaken und wand ihn um den Hals. »Du bist ein guter Junge«, lobte sie und sah ihm nach, als er zur Eingangstür ging. Dort blieb er eine Weile stehen, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Er lauschte in die Nacht hinaus. Aber Tarn Bruce schien nicht unterwegs zu sein, und so schlich er leise zu seinem am Ufer vertäuten Ruderboot. Der Mond war von Wolken verhüllt, aber es lag kein Nebel über dem See; das schwache Licht reichte aus, um erkennen zu lassen, was er suchte. An dem kleinen Bootssteg war ein Seil befestigt, an dessen einem Ende der Drahtkäfig mit dem toten Hamilton hing; die Plastikhülle gab ihm genug Auftrieb, um ihn eine Handbreit unter Wasser zu halten. Er befestigte das Seil am Bootsheck, tauchte die Ruder ins Wasser und schwamm davon. Er wußte genau, wohin er wollte. Nur einmal warf er einen prüfenden Blick zurück und wickelte den Schal ab. Seine Mutter war ein bißchen zu fürsorglich in solchen Dingen. Dann nahm er ein Messer heraus, klappte es auf und tauchte es ins Wasser. Dreißig Sekunden später glitt der mit großen Steinen beschwerte Drahtkäfig in die Tiefe, und Hamiltons Leiche sank hinab auf den Seegrund. Hogan zog die leere Plastikhülle ins Boot. Dann ruderte er, leise vor sich hinsummend, zurück zur Burg. Tarn Bruce radelte von einem erfolglosen Unternehmen gegen die Wilddiebe nach Hause. Er wußte, daß sie die Umgebung unsicher machten, wenn auch der Sergeant von Mallock steif und fest behauptete, daß es in Tams ganzem Bezirk keinen einzigen Wilddieb gäbe. Aber Tarn war davon überzeugt, daß er eines Tages diesem Sergeanten schon zeigen würde, wer recht hatte. Im Augenblick hörte er aber nur Musik. Ein silbergraues Bentley Cabriolet mit heruntergeklapptem Verdeck fuhr hinter ihm drein. Der Fahrer war ein etwa vierzigjähriger Mann mit dunklen Haaren. Er trug ein

kurzärmliges rosagestreiftes Hemd, das muskulöse Arme und breite Schultern erkennen ließ. Der Mann schaltete das Autoradio ab und bremste. Tarn stieg von seinem Rad ab. »Guten Tag«, grüßte der Fremde. Es war wirklich ein Fremder; er stammte nicht nur aus einer Gegend südlich von Schottland, sondern er kam aus Übersee. Er redete wie ein Amerikaner. »Guten Abend, Sir.« »Könnten Sie mir vielleicht helfen? Ich suche nach einem Hotel oder Gasthaus, irgend etwas, wo ich übernachten kann.« Tarn strahlte. »Sie haben genau den Richtigen erwischt.« Er beschrieb ausführlich den Weg nach Aarolie Castle. »Sagen Sie Mr. Exe, daß *ich* Sie geschickt habe.« Ein Amerikaner, der einen solchen Schlitten fuhr, mußte sagenhaft reich sein; vielleicht würde Exe ein Sondertrinkgeld herausrücken. Jay Donaldson winkte dem Polizisten dankend zu und fuhr weiter. Die Landschaft war ungewöhnlich schön und von bezaubernder Farbigkeit. Was ihm sein Großvater vor vielen Jahren über die alte Heimat erzählt hatte, war beileibe nicht übertrieben. Zehn Minuten später bremste der Bentley vor der Burg, daß die Kiesel nur so stoben. Selina, die gerade durch die Halle ging, sah nach dem Neuankömmling und begrüßte ihn. »Guten Tag, Sir. Kann ich Ihnen behilflich sein?« Sie mußte zu ihm hinaufsehen, denn er war sehr groß, beinahe von der Größe ihres Onkels. Er hatte ein glattrasiertes, lächelndes Gesicht. Er schien sehr freundlich zu sein. Haben Sie ein Zimmer für mich?« »Ja, Sir. Für wie lange?« Eigentlich hatte er nur daran gedacht, eine Nacht zu bleiben, aber er überlegte es sich anders. Das Mädchen gefiel ihm sofort, und ihre Stimme klang überaus sympathisch. »Zwei oder drei Nächte«, antwortete er deshalb. Er legte wegen der grellen Sonne eine schützende Hand über die Augen und sah zum Schild hinauf. »Das ist eine gute Reklame«, meinte er lachend. »Gibt es hier viele solcher Fische?« »Es gibt hier ausgezeichnete Möglichkeiten zum Angeln, Sir.« Er öffnete den Gepäckraum seines Wagens, der mit Koffern gefüllt war. »Im Augenblick ist niemand da, der Ihr Gepäck hinaufbringen könnte. Nehmen Sie doch bitte heraus, was Sie sofort brauchen. Das übrige wird Ihnen gebracht, sobald Mr. Exe zurückkommt.«

»Mr. Exe? Ich habe einen Polizisten getroffen, von dem ich den Namen hörte. Ist er der Besitzer?« »Ja.« »Gut. Aber ich glaube nicht, daß wir den Chef selbst bemühen müssen.« Er hob mühelos die beiden größten Koffer heraus. »Bitte, gehen Sie voran.« Selina trug zwar nur Arbeitskleidung, aber es entging ihm nicht, daß sie eine Schönheit und ihre Figur untadelig war. Die Halle entlockte ihm einen leisen, anerkennenden Pfiff. Das war genau das alte Schottland. Sofort wußte er, daß er hier oder in einem ganz ähnlichen Haus seine Tage zu verleben und zu beschließen wünschte. Er trug sich in das Anmeldebuch ein und schob es Selina zu. »Sie wissen jetzt, wie ich heiße, aber ich kenne Ihren Namen noch nicht.« »Ich heiße Selina.« Ein schöner Name, ungewöhnlich und wohlklingend. Er paßte zu ihr. »Miß? Mistreß? Selina und wie noch?« »Nur Selina, Sir.« Sie sprach jetzt fast ein bißchen brüsk. Er hätte sich für seinen ungeschickten Annäherungsversuch am liebsten geohrfeigt. Was war nur los mit ihm? In den vergangenen fünf Jahren hatte er kaum eine Frau angesehen, und dieses Mädchen hatte es ihm schon nach ein paar Minuten angetan. Er grinste. »Entschuldigen Sie bitte, ich wollte nicht frech werden.« »Dann ist es schon gut.« Sie schien den Vorfall sofort zu vergessen. »Kommen Sie bitte mit mir, Sir.« Er wußte eigentlich kaum, wohin sie gingen, denn er schaute nur auf ihre hübschen, wohlgeformten Beine. Oben an der Treppe wandte sie sich nach rechts und führte ihn in jenes Zimmer, das bis zum Tag vorher von dem verbliebenen Hugh Hamilton bewohnt gewesen war. »In einer halben Stunde ist der Tee fertig, Sir.« Bevor er noch ein Wort sagen konnte, war sie auch schon verschwunden. Jay stellte die Koffer ab und sah sich um. Das Zimmer war ungefähr so, wie er es erwartet hatte. Ganz plötzlich tat er einen Sprung zur Tür und riß sie auf. »He!« rief er. Sie war schon fast an der Ecke des Korridors, drehte sich aber sofort um und sah ihn fragend an. »Wo ist hier das Bad?« »Rechts um die Ecke, die erste Tür rechts.« Sie fluchte unhörbar vor sich hin. Das hätte sie ihm ja auch gleich sagen können. Jay bedankte sich und ging in sein Zimmer zurück. Ein Versuch an den Wasserhähnen ergab,

daß der Warmwasserhahn kaum tröpfelte. Es gab also nur kaltes Wasser. Nun, schließlich konnte man nicht alles haben. Er ging zum Fenster. Was er dort sah, entschädigte ihn reichlich. »Selina«, sagte er versuchsweise, »Se-li-na.« War sie die Tochter des noch unbekannten Mr. Exe oder gab es noch mehr solch hübscher Mädchen? Vergnügt piffte er vor sich hin, als er seine Koffer auspackte. Aarolie Castle würde ihm bestimmt gefallen. »Komm nur herein«, rief Mrs. Exe, und Selina überlegte, was sie wohl diesmal tun mochte. An den Wänden standen breite Schränke, deren Türen weit offen waren und einen Blick auf die Kostüme gestatteten, die aus lange vergangenen Zeiten stammten und die Schränke bis zum Bersten füllten. Die alte Frau saß an einer ebenso alten Nähmaschine und arbeitete an einem Kleid aus der Ära der Queen Victoria. Vor einem Vierteljahrhundert hatte Mrs. Exe für einen Theaterfundus gearbeitet. Einige Jahre später war sie von dort weggegangen und hatte die ganzen Kostüme mitgenommen - allerdings ohne dafür zu bezahlen. »Was ist denn, meine Liebe?« »Ich habe eben einen Gast aufgenommen. Einen Amerikaner.« »So? Einen Amerikaner? Großartig. Alle Amerikaner sind doch Millionäre, wie jeder weiß. Wie sieht er denn aus? Ist er alt?« »Nein. Er sieht gut aus.« Mrs. Exe hörte zu nähen auf, nahm die Brille von der Nase und sah das Mädchen an. »So, sieht gut aus? Ach, wie erfrischend! Und wenn er Amerikaner ist...« Sie schürzte die Lippen und schüttelte den Kopf. »Weißt du, Amerikaner sind keine netten Leute. Vergiß das nicht.« Sie begann wieder zu nähen. Selina beobachtete sie, lächelte und ging in ihr Zimmer. Es war groß, aber nur spärlich möbliert. Der große Schrank war im Gegensatz zu denen im Zimmer von Mrs. Exe fast leer. Selina zog sich rasch aus und schlüpfte in ihre Kellnerinnentracht, um den Tee zu servieren. Vor dem Spiegel strich sie rasch das abgetragene Kleidchen glatt und besah sich ihre Figur. Dann schnitt sie sich selbst eine Grimasse und lachte lausbubenhaft. »Ätsch!« sagte sie und machte ihrem Spiegelbild eine lange Nase. Hogan Exe wartete am Bahnhof auf seinen Sohn. Als das Züglein hereinkeuchte, kletterte Willie von der Plattform Hogan hielt

die Wagentür auf, als Willie auf ihn zukam. »Nun?« »Alles gut gegangen, Vater.« »Hast du alles getan, was ich dir gesagt habe?« »Natürlich. Ist ja schade drum.« Willie sah betrübt drein. »Den Motor hätt ich doch so gut brauchen können, der war erstklassig. Ich hätte den Notgenerator damit betreiben können.« »Ich hab' dir schon gesagt, Junge, daß wir vorsichtig sein müssen. Organisation ist alles ... Und wenn Tarn Bruce nach Hamilton 'rumschnüffelt?« Willie lachte schallend. »Der findet ihn nicht.« »Natürlich nicht. Aber angenommen, er findet die Maschine, und es kommt heraus, daß die Motornummer die von Hamiltons Wagen ist. Was dann?« Der Junge rutschte unbehaglich auf dem Sitz hin und her. »Aber es ist doch eine schreckliche Verschwendung, Vater.« »Ich weiß, mein Sohn«, gab Hogan zu. »Ich sag dir was. Der nächste Wagen, den wir kriegen, wird verkauft. Du fährst ihn nach Glasgow und verkaufst ihn dem Gauner, der den letzten von dir gekriegt hat.« »Gilt das?« »Es gilt.« Er sah seinen Sohn von der Seite an. »Gut. Jetzt erzähl mir genau, was du heute getan hast.« »Genau das, was du mir gesagt hast.« »Gut. Aber jetzt erzähl mir.« Manchmal mußte man mit Willie sehr viel Geduld haben. Er hatte seine Talente, aber sonst war er keine Leuchte. Doch hatte er erst einmal sein Raumschiff fertig, dann würde die ganze Welt erkennen, welch ein Genie sein Sohn war. »Ich bin mit dem Wagen nach Renniton und dann zum Moor gefahren.« »Und? Hast du ihn dort gelassen?« »Ja.« »Mit dem ganzen Gepäck drinnen?« »Ja.« »Dann bist du ein guter Junge.« Die Moore dort waren einsam, gefährlich und tief. Im vergangenen Sommer erst hatte man dort die Skelette von zwei Wanderern gefunden, die seit drei Jahren vermißt wurden. Selbst wenn man den Wagen entdecken würde - frühestens in einigen Wochen -, konnte man annehmen, daß Hamilton sich im Moor verirrt hatte. Renniton lag vierzig Meilen südlich jenes Ortes, wo Hamilton das Geld von der Bank geholt hatte. Es war durchaus möglich, daß er sich auf dem Heimweg verfahren hatte und im Moor umgekommen war. Mit Aarolie Castle würde ihn niemand in Verbindung bringen, denn es war achtzig Meilen von jener Stelle entfernt, wo sein Sohn den

Wagen gelassen hatte. Hogan hatte also allen Grund, auf der Heimfahrt fröhlich vor sich hinzusummen. Als sie aus dem Gehölz herauskamen, sah Willie den silbergrauen Bentley. Er riß die Augen weit auf. »Vater, schau mal! Eine Wucht!« Sein Vater schätzte den Wagen bereits ab. »Er ist nagelneu.« Aufgeregt sprang Willie aus dem eigenen alten Wagen und rannte auf den Bentley zu. »Der hat noch keine tausend Meilen drauf!« »Willie, geh sofort weg!« Zuerst mußte man ja einmal wissen, wer der Besitzer dieses Straßenkreuzers war. »Willie! Hast du nicht gehört?« »Ja, Vater.« Widerwillig zog er sich zurück. Wenn sein Vater diesen Ton anschlug, war es immer besser, ihm zu folgen. »Und jetzt sieh zu, daß du deine Großmutter findest.« Hogan betrat die Halle und warf einen Blick in das Meldebuch. Jay Donaldson, Amerikaner, aus einem Staat, dessen Namen Exe noch nie gehört hatte, mußte der Besitzer des Wagens sein. In seinem Hirn trommelte es Alarm. Warum waren die einen so reich, daß sie sich solchen Luxus leisten konnten? Jay Donaldson also. Ohne Begleitung. Der Name war ihm unbekannt, also konnte keine entsprechende Zimmerbestellung vorliegen. Das hieß, daß er ein Zufallsgast war. Willie berichtete ihm, die Großmutter sei in der Küche. Exe ging zum Speisezimmer, in dem vier Männer saßen, die gerade Tee tranken. Einer davon war ihm fremd; das mußte Donaldson sein. Hogan musterte ihn unauffällig. Er war vielleicht Ende Dreißig, sah recht gut aus, hatte dunkle, etwas krause Haare und ein sonnengebräuntes Gesicht. Hogan schüttelte bedauernd den Kopf. Solche Männer waren meistens schon verheiratet, und das hieß, daß er mindestens jeden zweiten Abend ein Telefongespräch mit Amerika führen würde, es mochte denn sein, daß seine Frau bereits auf dem Weg zu ihm war. Selina erkundigte sich eben nach den Wünschen des Fremden. Er schüttelte den Kopf und lachte. Hogan benutzte diese Gelegenheit, um an Donaldsons Tisch zu treten. »Guten Tag, Sir. Mein Name ist Exe. Ist alles in Ordnung und hat sich meine Nichte Ihrer angenommen?« »Ja, vielen Dank«, antwortete Jay und betrachtete den großen bärtigen Mann. So, dann war Selina also die Nichte, nicht die Tochter des

Besitzers. »Das ist ein wunderschönes Fleckchen hier, Mr. Exe.« »Ja, nicht wahr? Und Sie sind wohl zum Angeln hergekommen.« »Wenigstens teilweise.« »So. Ja. Ich verstehe. Nun, darüber können wir später noch sprechen, Sir.« Er nickte dem Gast zu und ging zu seiner Mutter in die Küche. Er hatte ein unangenehmes Gefühl und es war besser, er sprach mit ihr darüber. Er sah sie bedeutsam an, und sie nickte. »Eine Kleinigkeit, Hoky«, sagte sie und stellte eine Terrine auf ein Tablett, »nur um die Wölfe abzuhalten.« Hogan fuhr sich mit den Fingern durch den Bart. »Ich möchte sprechen, Mutter.« »Warum tust du es dann nicht und gehst zu ihm?« »Vielleicht werde ich es tun. Aber erst gehe ich in mein Zimmer.« Sie lächelte verständnisvoll. »Ich habe eine Flasche hinaufgestellt und werde dafür sorgen, daß man dich nicht stört.« Sie sah ihm nach, drehte sich dann um und nahm das Tablett hoch. Jetzt erst bemerkte sie, daß Selina neben ihr stand. »Selina!« kreischte sie und drückte eine Hand auf ihren wogenden Busen. »Du hast mich fast zu Tode erschreckt!« »Ich bin mit dem Tee fertig, Tantchen.« »Gutes Mädchen.« Sie suchte nach einer Ausrede. »Ich leg mich vor dem Abendessen ein bißchen hin«, meinte sie schließlich. »Wahrscheinlich brauchen wir noch etwas Karotten.« »Ich werde sie sofort putzen.« Das war eine Arbeit, die Selina von ganzem Herzen haßte. Es waren nur immer wenige Gäste da und vier Personen, die sich die Arbeit teilten; und doch dauerte ihr Arbeitstag immer sechzehn Stunden. Als Selina zum Vorratsraum ging, drehte sie sich um und sah, daß Mrs. Exe mit dem Tablett eiligst entwand. Sie hatte schon öfter beobachtet, daß die Tante irgendwohin Sachen brachte. Aber sie wußte nicht, ob sie darüber besorgt sein sollte. Hogan hatte schon das zweite Glas Whisky geleert und lief unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Der Druck in seinem Schädel wurde fast unerträglich. In letzter Zeit wurden die Anfälle, verbunden mit diesen scheußlichen Kopfschmerzen, immer häufiger und traten besonders dann auf, wenn er gerade ein besonders schlaue eingefädelt Geschäft abgeschlossen hatte. Eigentlich konnte er von einer ausgesprochenen Glückssträhne sprechen. Er ging zum Fenster und sog tief die

reine, nach Tang und Fichten duftende Luft ein. Im Unterholz am Seeufer rührte sich etwas. Lauerte Tarn Bruce dort auf Wilddiebe? Er nahm sein Fernglas und erkannte den Spaziergänger: es war Jay Donaldson. Ob der Amerikaner wohl sehr reich ist? überlegte er. Wer einen solchen Bentley fuhr, mußte Geld haben, denn gemietet schien er nicht zu sein. Natürlich war ein Amerikaner ein großes Risiko, denn verschwand einer von ihnen, war der Teufel los. Aber vielleicht war Donaldson trotzdem ein recht interessanter Anwärter für die Klubmitgliedschaft... Sobald er an die Geschäfte dachte, fühlte er sich besser. Wieder beobachtete er den Spaziergänger. Eine Meile Rückweg auf steinigem, holprigem Boden mußte mindestens eine Viertelstunde in Anspruch nehmen. Plötzlich, fühlte er sich munter. Die Gelegenheit, einen Blick in Donaldsons Zimmer zu werfen, war nur allzu verführerisch. Und die Visite würde aufschlußreich sein. Donaldsons Kleidung war teuer und seine Anglerausrüstung die beste, die sich überhaupt denken ließ. In einem Lederfutteral fand er eine erstklassige Jagdflinte mit Zielfernrohr und eine Purdey. Was ihn aber weit mehr interessierte, waren Briefe, Dokumente und sonstige Papiere. In der obersten Kommodenschublade lag unter einem Stapel Hemden ein dickes Album. Auf dem Deckel stand in dicken Goldbuchstaben ZEITUNGSAUSSCHNITTE - *Jay Donaldson*. Ein verdammter Schauspieler also. Aber als er einen Blick in das Album warf, bemerkte er, daß er sich geirrt hatte. Er las: *Unser Mitbürger hat es geschafft - Donaldson Electronics für drei Millionen Dollar verkauft - J. D. zieht sich im Alter von 39 Jahren zurück*. Die mehr als hundert Zeitungsausschnitte berichteten von einem äußerst erfolgreichen Betrieb, der praktisch aus dem Nichts aufgebaut worden war. Hogans Staunen wuchs; Erregung packte ihn. Nach britischen Begriffen mußte dieser Mann ein Millionär sein. Und das, überlegte Hogan, ließ ihn wie geschaffen erscheinen für den Klub, vorausgesetzt natürlich, daß die Geschichte keinen Haken hatte. Nach dem Abendessen saß Jay in der Bar und stellte fest, daß von der sprichwörtlichen Steifheit der Engländer bei Exe keine Spur

zu finden war. Hogan war bester Laune und zeigte viel Interesse für seinen neuen Gast.

Noch beeindruckter aber war Jay, als Hogan ihn, nachdem die übrigen Gäste sich zurückgezogen hatten, in sein Büro einlud. Überrascht besah er sich die Riesenfische in den Glasbehältern. »Sind die wirklich echt?« fragte er ungläubig. Hogan lächelte, denn er war in bester Form. »Das sagt jeder, wenn er diese Behälter zum erstenmal sieht. Sie sind wirklich echt. Der größte jemals im See gefangene Fisch wog siebenunddreißig Pfund, und das war vor zwei Jahren. Der größte jemals in ganz Schottland gefangene Fisch hat etwas über neununddreißig Pfund gewogen. Diesen Rekord brechen wir aber noch. Es wird vielleicht noch ein bißchen dauern, aber es läßt sich schon recht gut an.« Donaldson lachte. »Wissen Sie, mein Großvater erzählte mir so allerlei Wunderdinge, als ich noch ein Kind war. In seiner Jugend hat er hier angeblich Zwanzigpfünder gefangen.« Er schüttelte den Kopf. »Das habe ich ihm nie geglaubt, aber wenn ich mir das hier so ansehe ...« »Ich bin davon überzeugt, daß es hier im See sogar Fünzigpfünder gibt«, meinte Exe. Vor kurzem hätte der Amerikaner darüber noch schallend gelacht, aber jetzt, angesichts der Riesen in den Glasbehältern, fand er es nicht mehr so zum Lachen. »In fließenden Gewässern findet man sie natürlich nicht«, fuhr Exe fort, »aber im See. Wissen Sie, Forellen sind ja Fresser, und man muß sie nur entsprechend füttern, wenn sie nicht genug natürliche Nahrung finden. Der See hat reichlich Zufluß von den Bergen; das scheint sehr vorteilhaft zu sein. Droben gibt es viel Wild, und es ist ganz selbstverständlich, daß ab und zu ein Tier ertrinkt und in den See geschwemmt wird. Außerdem sind genug Wilderer unterwegs. Die nehmen die Tiere aus und werfen die Innereien in den See, um die Spuren zu verwischen. So etwas ist die beste Nahrung für Forellen; an sich fressen sie ja alles, was ihnen geboten wird.« Jays Augen glitzerten. Er schien bereits einen Fünzigpfünder an seiner Angel zu sehen. Ein solch kapitaler Bursche mußte einem ja die Arme aus den Gelenken reißen. »Wissen Sie«, sagte er schließlich, »ich habe mir noch nie Gedanken darüber

gemacht, was die Fische fressen. Ich habe eher geglaubt, sie leben von Fliegen.« »Guter Gott, nein! Forellen sind sogar Kannibalen!« Hogan lachte. »Die würden sogar Sie auffressen, wenn Sie es zulassen würden!« »Da habe ich keine Angst.« Auch Jay lachte schallend. »Hätte ich mein Geschäft allerdings noch ein paar Jahre länger betrieben, wäre ich mir sicher selbst wie Fischfutter vorgekommen.« Exe schlug sich vor Begeisterung auf die Knie. »Ehrenwort, Sir! Sie haben wirklich Humor! Solche Menschen sind mir sympathisch.« Jay kam diese überschwengliche Begeisterung ein wenig seltsam vor, und er sah Hogan etwas mißtrauisch an. »Nein, das habe ich ernst gemeint. Wissen Sie, ich habe wie ein Sklave geschuftet. Donaldson Electronics Incorporated waren mein Essen, Trinken und schlafen, ja mein Atem. Ich dachte, ich baue eine Straße für die Freiheit, und ich habe entdeckt, daß ich statt dessen einen Käfig für mich baute. Und der wurde immer kleiner, und er sah schließlich aus wie mein eigener Sarg.« In seinem Eifer bemerkte er nicht, wie sich der Gesichtsausdruck seines Zuhörers veränderte. »Dann wußte ich plötzlich«, fuhr er fort, »daß ich alles von mir abschütteln mußte. Zum Glück bin ich jung genug, um mein Leben noch genießen zu können. In zehn Jahren wäre ich ein alter Mann gewesen, nicht ein Mann in den besten Jahren. Ein alter Mann. Und ich wollte endlich Freiheit und Ruhe haben.« Hogan nickte verständnisvoll. »Ich kann es Ihnen nachfühlen, Sir. Ganz genau. Und wenn ich es mir erlauben darf, dann möchte ich sagen, daß Sie genau den richtigen Fleck gefunden haben. Eine Woche oder zwei, Sir, und ich garantiere Ihnen, daß Sie keine Sorgen mehr kennen und genau das haben, was Sie sich wünschen: Frieden. Den tiefsten Frieden, den ein Mensch sich nur erhoffen kann.« Es ging schon auf Mitternacht, als Selina mit dem Abwasch fertig war und in den Speisesaal ging, um die Frühstückstische zu decken. Sie legte frische Tischtücher auf, als die Tür hinter ihr sich öffnete. Erschrocken drehte sie sich um und sah dann erleichtert in das lächelnde Gesicht des Amerikaners. »Habe ich Sie erschreckt?« fragte er besorgt. »Ich dachte, es sei jemand anderes.« Er überlegte. Sie sah

wirklich verängstigt drein. Vor wem hatte sie Angst? Benahm sich einer der Gäste ungehörig? »Ich habe noch ein bißchen frische Luft geschnappt, bevor ich zu Bett gehe«, erklärte er. »Aber Sie arbeiten noch so spät? Kann ich Ihnen helfen?« »Nein, danke, Sir. Das mache ich immer selbst.« »Haben Sie denn gar keine Freizeit?« Sie schwieg, und er drängte nicht. Vielleicht war das auch nicht gerade die günstigste Zeit, mit ihr besser bekannt zu werden. »Ich gehe jetzt. Gute Nacht, Selina.« Er ging, und sie sah ihm nach, ein wenig Wehmut und Sehnsucht in ihren blauen Augen. Mit einem Seufzer kehrte sie an ihre Arbeit zurück. Sie ging zum Schrank, um frische Servietten zu holen und griff nach einem Stapel, der in einem der oberen Fächer lag. Sie schrie auf. An drei Fingern ihrer rechten Hand baumelte eine Mausefalle. »Willie! Du niederträchtiger ...« Sie ließ die Falle aufschnappen und zu Boden fallen. Die Finger taten abscheulich weh. Als der Schmerz ein wenig nachließ, wurde sie erst richtig böse, hob die Falle auf und steckte sie in die Tasche. »Das tust du nicht noch mal, Willie!« sagte sie laut, legte die Servietten auf, löschte das Licht und verließ den Raum. Droben ging sie den Gang entlang, zog die Mausefalle aus der Tasche und streckte die Hand schon nach einer Türklinke aus; dann besann sie sich aber anders, wandte sich der engen Wendeltreppe zu und stieg hinauf. Willie hatte hinter der Tür gelauscht. Jetzt grinste er, schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel und vollführte einen Indianertanz. Plötzlich nahm er Haltung an und salutierte. »Etwas Neues von der Wasserfront?« »Auf Horch wache, Sir.« Ein langer, niedriger Schrank nahm eine ganze Seitenwand ein. Radioteile und Werkzeug lagen darauf verstreut und ein Getriebe war auseinandergenommen. In der Ecke stand eine Schiffskoje, die als Bett diente; darunter befand sich ein weiteres Werkzeug- und Ersatzteillager. Willie stülpte eine abgetragene Marineoffiziersmütze auf den Kopf und kletterte auf das Bett. Rechts daneben hatte er ein Schaltbrett mit Knöpfen, Wählscheiben und Lautsprechern aus einem Radiogerät montiert. Er drückte auf einen der Knöpfe und stellte einen der Lautsprecher ein. Über seinem Kopf befand sich eine Anzahl von Schaltern und Rädern und

ein Guckloch. »Periskop ausfahren, Maat.« »Jawoll, Sir.« Er langte nach den Handgriffen zu beiden Seiten des Guckloches, drehte das Okular herunter, bis er bequem hineinsehen konnte und kurbelte an einem der Räder. Außen am Fenster drehte sich ein Rohr nach oben. Eine Weile war nichts zu sehen, dann zeigte sich ein Licht. Mit geschickten Bewegungen drehte er so lange, bis das Periskop das Schlafzimmer über ihm - Selinas Raum - ins Blickfeld rückte. Willie hatte genau die Spalte zwischen dem zugezogenen Vorhang gefunden. Selina strich etwas auf die drei verletzten Finger ihrer rechten Hand, und Willie hüpfte vor Vergnügen. »Torpedo eins getroffen, Sir!« Er beobachtete sie, wie sie sich auskleidete und in den Morgenrock schlüpfte, sich dann vor den Spiegel setzte und ihr Haar büstete. Gleich würde sie aus einer Schublade frische Unterwäsche für den folgenden Tag herausnehmen. Er kicherte, als er an die Schublade dachte - Selina träumte vor sich hin. Sie dachte an den Amerikaner und seine warme, tiefe Stimme. Sie warf das Haar zurück. Es hatte keinen Zweck, sich in Träume zu verlieren. Sie legte die Bürste weg und zog die Schublade auf. In panischem Schrecken schrie sie auf. Etwas Ungeheuerliches schnellte aus der Lade, ihr fast ins Gesicht und tanzte dann vor ihr hin und her ... Jay Donaldson stand draußen am Seeufer und hörte ganz schwach einen Schrei. Er sah zur Burg zurück, die sich wie ein schwarzer Schatten in der Dunkelheit vor ihm auftürmte. Vielleicht war es nur ein Tier ... Vor Schreck war Selina fast übel geworden. Das Ungetüm sah einem Schachtelteufel ähnlich und hatte einen Totenkopf von fast halber menschlicher Schädelgröße. Sie riß das Ding aus der Schublade und warf es wütend auf den Boden. »Dieses Biest!« Sie weinte und hämmerte in ohnmächtiger Wut mit den Fausten auf die Kommode. Mrs. Exe las gerade eine Vampirgeschichte und lag bequem im Bett, als jemand an die Tür klopfte. Das konnte nur ihr Sohn sein. »Nur herein, Hoky«, rief sie. Hogan trat zu ihr ans Bett. Sie sah ihn über die Brillengläser hinweg an und nickte anerkennend. »Du hast dich ja lange unterhalten.« Mit der spitzenbesetzten Nachtmütze um ihr rundes Gesicht sah sie äußerst mütterlich

aus. Er zog einen Stuhl zu ihr heran und setzte sich. »Ja, ich hatte sogar zwei Gespräche. Eines mit dem Amerikaner.« »Mr. Donaldson? Er gefällt Selina. Ich ziehe allerdings Männer vor, die ein bißchen mehr Fleisch auf den Rippen haben.« »Der hat einiges Fleisch auf seinem Bankkonto.« »Paßt er denn?« Sie sah ihn fragend an. »Das weiß ich noch nicht. Mit dem müssen wir besonders vorsichtig sein. Der könnte ein Haupttreffer werden. Morgen nehme ich ihn mit auf den See hinaus.« Mrs. Exe tätschelte das Knie ihres Sohnes. »Ich werde mal sehen, was ich finden kann, Lieber.« Sie nahm eine Schachtel mit Süßigkeiten vom Nachttisch. »Willst du etwas Pfefferminzcreme?« Er schüttelte den Kopf, während sie ein Stück in den Mund stopfte. »Ich werde ziemlich viel Draht brauchen, wenn das Geschäft lebhafter wird, Hoky.« »Das werde ich erledigen.« »Danke, mein Liebling.« Sie bot ihm die Wange zum Kuß. »Schlaf gut, mein Sohn.« »Gute Nacht, Mutter.« »Gott segne dich, mein Sohn!« Er schloß leise die Tür, und sie setzte ihre Vampirlektüre fort. Jay lief die breite Treppe herunter und stürmte ins Speisezimmer. Ein paar Gäste waren da, die sich gerade mit Tee und Toast beschäftigten. Er nickte ihnen zu. Hogan wartete schon auf ihn. »Ich dachte, ich würde früher aufstehen, Mr. Exe, aber diese Hochlandluft...« »Ja«, sagte Hogan. »Hier schläft man ganz großartig, Sir - ein wundervolles Fleckchen.« Am liebsten hätte Jay nach Selina gefragt, doch er ließ es sein. Vielleicht hatte sie einen freien Tag? Mr. Exe räumte das Frühstücksgeschirr ab. »Ich habe über unser Gespräch letzte Nacht nachgedacht. Sie haben mir persönlich einen Riesenfisch garantiert.« »Ich werde tun, was mir möglich ist.« Das klang so sicher, daß kein weiteres Wort mehr nötig schien. Nach dem Frühstück holte Jay sein Angelgerät und trug es zu Exe hinaus, der an der Bootsanlegestelle auf ihn wartete. Es war trübe, und der See lag bleigrau unter dem blassen, verhangenen Himmel. »Wird es regnen?« fragte Jay besorgt. Exe schüttelte den Kopf. »Kaum.« Er hielt das Boot fest, damit Jay hineinklettern konnte, stieg dann selbst ein und nahm die Ruder. Das Boot pflügte das Wasser. Das Rudern schien den Mann nicht

anzustrengen. Erst als sie etwa die Seemitte erreicht hatten, brach Jay das Schweigen. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich jetzt rudere? Es ist schon lange her, daß ich Ruder in der Hand hatte.« Exe sah besorgt drein »Ein Platzwechsel im Boot ist gefährlich. Es könnte einer von uns hineinfallen.« Er lächelte seinem Gast zu. »Ich möchte Sie namhch nicht verlieren.« »Oh, keine Angst. Ich kann schwimmen.« »Schön, wenn Sie darauf bestehen, Sir.« Vom Fenster eines oberen Stockwerkes aus beobachtete Mrs. Exe das Boot durch ein Fernglas. Sie runzelte die Stirn, als die beiden Männer die Plätze tauschten. Das Boot schaukelte, und beinahe wäre Jay über Bord gegangen, doch Exe hielt ihn am Arm fest. »Vorsicht, Junge!« schrie Mrs. Exe. Der Hotelbesitzer hatte Bärenkräfte. Jay rieb die Stelle, an der Exe ihn gepackt hatte. »Vielen Dank. Sie haben mich davor bewahrt, von den Forellen gefressen zu werden.« Hogan schien einen Augenblick lang überrascht zu sein, dann lachte er, und seine weißen Zähne blitzten. »Oh, das gehört zu unserem Dienst am Gast.« Nun ruderte Jay, aber schon fünf Minuten später bedauerte er es, denn er empfand es als Schande, nicht so gut in Form zu sein wie der mehr als zehn Jahre ältere Hogan. »Ich bin ganz und gar nicht mehr im Training«, meinte er. »Ein paar Tage noch, Mr. Donaldson, und Sie sind wieder in allerbesten Verfassung. Das garantiere ich Ihnen.« »Ebenso wie den Riesenfisch?« »Ebenso.« »Ich nehme Sie beim Wort.« Mrs. Exe verriegelte Donaldsons Zimmertür und begann mit einer gemütlichen Durchsuchung. Sie fand das Album mit den Zeitungsausschnitten, blätterte es durch und warf ab und zu einen Blick auf den See, um sich zu überzeugen, daß das Boot noch draußen war. Ein Zeitungsausschnitt fesselte sie besonders. Er trug die Überschrift in Balkenlettern GENIALER JUNGE WIRD MULTIMILLIONÄR. Sie setzte die Brille auf, um den kleingedruckten Text lesen zu können und sah dann wieder zum Fenster hinaus. »Kümmere dich um ihn, Hoky, mein Junge. Kümmere dich um ihn«, murmelte sie vor sich hin. Jays Begeisterung hatte etwas nachgelassen. Er angelte nun schon seit einigen Stunden, und das Ergebnis war ein

verlorener Haken und eine gerissene Leine. War es sein Fehler? Früher hatte er nur in fließendem Wasser Forellen geangelt; dort war es leichter, den Standort eines Fisches auszumachen. In dem ruhigen Gewässer des Aaroliesees war das nicht so einfach. Obwohl er sich genau an Exes Anweisungen hielt, hatte er bisher nicht einen Schwanz gesehen. Es hatte ohnehin den Anschein, als hielte ihn sein bärtiger Wirt für einen Angelsäugling, den er für dumm verkaufen könne. Exe hatte seit Stunden kein Wort gesprochen; jetzt packte er den Essenskorb aus, und sie ließen sich im Boot treiben. Jay untersuchte eine Trockenfliege und überlegte, ob er nochmals auswerfen solle. Er drehte sich zu Exe um. Dieser faßte ihn am Arm und deutete auf etwas. Jay sah einen Fisch, der durchs Wasser schoß, und einen sich erweiternden Keil kleiner Wellen. Dann erschien noch eine Rückenflosse und wieder eine. Rasch entschlossen warf Jay die Fliege aus, so daß sie vor der Spitze des Wellenkeiles im Wasser landete. Sekunden später wußte er, daß er einen Fisch an der Leine hatte. Hogan packte ihn am Handgelenk. »Langsam jetzt«, riet er. »In Ordnung.« Es kribbelte zwar in seinen Fingern, die Leine sofort einzuholen, doch er folgte dem Rat und ließ dem Fisch noch ein paar Sekunden Zeit. Mit ungeheurer Kraft zog der Fisch an der Leine. Es war beinahe so, als versuche ein Unterseeboot auszureißen; doch nicht das wenigste U-Boot hätte mit solcher Geschwindigkeit die Richtung ändern können. Er würde gewaltig kämpfen müssen, um diesen Fisch an Land ziehen zu können. Der Kampf schien Ewigkeiten zu dauern, und eine schreckliche Sekunde lang fürchtete er schon, er habe seine Beute verloren. Doch der Fisch war nur müde geworden. Als er für einen Moment an die Oberfläche kam, packte Jay neue Erregung. Zweifellos war es ein kapitaless Exemplar.. Schließlich holte er die Leine ein. Seine Hände zitterten vor Anstrengung. Dann lag der tote Fisch im Boot. »Gratuliere, Sir!« rief Exe und beugte sich über die Fischwaage. »Mehr als dreizehn Pfund. Zwar kein Riese, aber für den Anfang sehr bemerkenswert.« Jay staunte seine Beute an. »Ich habe noch nie eine Forelle gefangen, die auch nur ein Viertel so groß war wie diese hier.« »Gar nicht

schlecht«, lobte Hogan und hielt den Fisch auf Armlänge von sich. »Aber Sie fangen noch größere, Sir, noch viel größere. Denken Sie an meine Worte!« »Das werde ich tun, Mr. Exe. Ich hoffe, Sie haben recht.« Er machte Lockerungsübungen. »Aber heute nicht mehr.« Selina bediente an der Bar, als Jay vor dem Abendessen einen Drink nahm. Drei von vier Hockern waren von anderen Gästen besetzt. Einer begrüßte ihn. »Wie ist es Ihnen ergangen?« »Recht gut für den Anfang.« Er lächelte dem Mädchen zu. »Scotch und Wasser, bitte.« Als sie das Glas vor ihn hinstellte, bemerkte er die Quetschung, die quer über drei Finger lief. »Wie sind Sie denn dazu gekommen?« fragte er. »Ach, ich - ich habe mir die Finger eingequetscht.« Die Frage schien sie irgendwie zu ängstigen, und sie versteckte ihre Hand. Als sie sich von ihm abwandte, überlegte er, was er wohl falsch gemacht haben könnte. Ihr Profil bezauberte ihn. »Zeit zum Abendessen, meine Herren«, sagte sie. »Wollen Sie noch etwas trinken?« Doch keiner wollte, und in krampfhaft gerader Haltung verließ sie die Bar. »Netter Kerl, was?« meinte sein Nachbar, Giddon mit Namen. Er war schon älter. Er lächelte verständnisvoll, als habe er die Gedanken des Amerikaners erraten. »Sie ist ein schönes Mädchen.« »Ja«, antwortete Jay, »sie ist wirklich hübsch.« Er sagte das ziemlich kühl. War es vielleicht dieser Kerl, der sie quälte? Doch Giddon ließ das Thema fallen und beschäftigte sich mit ernsteren Dingen. »Hatten Sie Glück?« fragte er. »Ich bin recht zufrieden für den Anfang.« Er gestattete sich eine kleine Übertreibung. »Der größte wog über dreizehn Pfund.« Vielleicht kannte Giddon das Wasser, und er mochte Jay als grünen Anfänger einschätzen, wenn er zugab, daß er nur einen Fisch gefangen hatte. Der alte Herr seufzte. »Ich wollte, ich könnte mir's leisten, einen dieser Räuber zu fangen.« »Ich dachte, Sie seien zum Angeln hier?« fragte Jay überrascht. »Bin ich auch. Aber einen von den Riesen kann ich mir nicht leisten.« »Ich - das verstehe ich nicht.« »Man muß ganz schön dafür bezahlen, will man die Möglichkeit haben, ein Riesenexemplar zu fangen«, erklärte Giddon. »Ich beklage mich ja nicht, aber ich hoffe, daß sich einer eines Tages in das Wasser verirrt, in dem

wir hier fischen.« Er deutete auf die anderen Männer an der Bar. Das begriff Donaldson nicht ganz, denn ihm gegenüber hatte Exe noch nie etwas von zusätzlichem Fischgeld erwähnt. »Sind Sie schon einmal hier gewesen?« fragte er deshalb nur. »Ich komme seit sechs Jahren her. Habe den Fleck rein zufällig entdeckt. Mein Freund Renflow und ich - er ist jetzt tot, der arme Teufel - waren wo anders angemeldet, aber dort gab es ein Durcheinander mit den Zimmern. Man schickte uns hierher. Die Burg war damals gerade als Hotel umgebaut worden. Und jetzt bin ich nun schon seit sechs Jahren hier.« Er lachte. »Macht ja nichts, wenn man an die Riesen nicht herankommt. Die Anglerei ist hier trotzdem viel besser als sonst irgendwo.« Er sah amüsiert den Amerikaner an. »Und was ist mit der Zeremonie?«

»Welche Zeremonie?« »Man wird Ihnen den Fisch servieren, den Sie gefangen haben.« Er lachte, daß es ihn schüttelte; er lachte, bis ihm die Tränen über die Wangen liefen. »Ein- oder zweimal im Jahr wird diese Zeremonie veranstaltet. Wenn sie das bei Ihnen tun, können Sie sich geehrt fühlen.« Jay hatte das unangenehme Gefühl, daß man beabsichtigte, ihn auszunehmen. Es war unverschämt, wenn Exe ihm alles doppelt berechnen würde. Aber sein Nachbar redete schon wieder weiter. »Das sind vielleicht komische Vögel hier, möchte ich meinen - ausgenommen das Mädchen natürlich.« »Wieso?« »Ganz unter uns gesagt, mein Freund«, flüsterte Giddon, »wenigstens einer von ihnen gehört in die Klapsmühle. Dieser Willie...« »Willie? Wer ist Willie?« »Sie haben noch nicht das Vergnügen mit dem jungen Exe gehabt? Wenn nicht, dann steht Ihnen noch allerhand Spaß bevor.« »Ist das Hogans Sohn?« »Genau. Wissen Sie, der treibt allerhand Unfug; das ist ein deutliches Zeichen für eine verzögerte Entwicklung.« Er rutschte vom Hocker. »Aber ich rede zuviel. Wahrscheinlich bin ich nur neidisch wegen Ihres Fanges - wenn Sie verstehen, was ich meine.« Donaldson verstand absolut nicht. Vielleicht war der alte Mann selbst ein bißchen verschroben. Doch da schlug der Gong zum Abendessen. Jay hatte plötzlich einen Wolfshunger. Amüsiert sah er, daß Giddon ausgiebig mit seiner Suppe beschäftigt

war und keinen Tropfen davon im Teller ließ. Er sah nicht ein einzigesmal auf. Als Selina an seinen Tisch kam, rieb sich Jay erwartungsvoll die Hände. »Was gibt es denn heute? Ich bin unheimlich hungrig. Ich glaube, ich könnte ein ganzes Roß aufessen.« Einen Moment lang verschönte ein Lächeln ihr Gesicht. Wie schade, dachte er enttäuscht, daß sie nicht immer lächelt. Schon ihre Gegenwart allein erhellte die ganze Umgebung. »Ihr Onkel hat mir gesagt, daß ich meinen eigenen Fisch bekomme. Stimmt das?« fragte er.

»Der wird aber nicht nach Pferd schmecken«, versicherte sie ernsthaft, dann setzte sie sofort wieder ihre kühle, unbeteiligte Miene auf, als fürchte sie jede aufgelockerte Stimmung. »Werden Sie Suppe essen?« »Ich glaube schon.« Die Arbeit hier konnte für sie nicht sehr vergnüglich sein. Die anderen Gäste waren alle älter als er; für ein Mädchen von Selinas Aussehen mußte das entsetzlich langweilig sein. Er war gerade mit seiner Suppe fertig, als er komische Geräusche vernahm, die sich kurz danach als Dudelsackmusik herausstellten, die aus einem Lautsprecher kam. Fünf der anderen Gäste beobachteten erwartungsvoll die grüngepolsterte Tür, die zur Küche führte. Nur der alte Giddon sah nicht auf; er beugte sich über seinen hoch aufgehäuften Teller und schaufelte das Essen in sich hinein, als sei er halb verhungert.

Die Doppeltür schwang auf. Exe trug die weiße Tracht eines Küchenchefs; die hohe Mütze ließ ihn riesenhaft groß erscheinen. In den ausgestreckten Händen hielt er eine Silberplatte, und damit marschierte er gravitatisch auf den Amerikaner zu. Fasziniert sah Jay hin, denn eine dickliche ältere Frau in der Aufmachung einer Britannia schritt hinter Hogan drein und lächelte den Gästen zu. Exe stand nun an Jays Tisch; er stellte die Platte ab. Im gleichen Augenblick hörte die wimmernde Dudelsackmusik auf. »Ihre Forelle, Sir.« Exe sprach mit noch tieferer Stimme als gewöhnlich; wie Orgel töne rollten die Worte durch den Raum. »Die sieht ja großartig aus!« Jay bewunderte den Fisch. Wer immer ihn auch zubereitet haben mochte, die Aufmachung war jedenfalls erstklassig. »Meine Mutter hat ihn gekocht, Mr.

Donaldson.« »Ich hoffe, er schmeckt Ihnen«, flötete sie mütterlich. Er fühlte sich durch ihren Gruß geehrt, doch was sollte das Kostüm bedeuten? Er hatte nicht die leiseste Ahnung; aber im Moment war ihm das egal. »Ich bin überzeugt, daß er mir schmecken wird«, antwortete er, und schon legte Exe ihm ein Stück des Fisches auf den Teller.

»Würden Sie bitte versuchen, ob er Ihnen zusagt?« forderte Exe ihn auf. Langsam und andächtig verzehrte Jay ein Stück; es war kaum nötig, zu kauen, denn das Fleisch war so zart, daß es auf der Zunge zerging. Der Geschmack war unvergleichlich delikat. Er suchte nach einem Wort, um seine Begeisterung auszudrücken.

»Er ist wundervoll!« rief er. »Ich hoffe. Sie werden zugeben, daß Sie noch nie etwas Derartiges gegessen haben, Sir«, sagte Hogan. Beim zweiten Bissen war auch Donaldson überzeugt. »Sie haben absolut recht«, stellte er fest. »Er ist einfach köstlich.« »Dann darf ich Ihnen wohl noch eine Portion geben?« »Natürlich«, antwortete Jay und sah die Frau an. »Er ist wirklich sensationell.« »Es gibt auf der ganzen Welt keinen Fisch«, sagte sie, »der sich mit dem Geschmack der Forellen aus unserem See vergleichen ließe, Mr. Donaldson. Ich freue mich, daß Ihnen meine Küche zusagt. Aber jetzt muß ich an meine Arbeit zurück.« Er sah ihr nach, dann schaute er zu Exe auf. Der Mann trug die Tracht eines Koches. Ob die alte Dame, aufgeputzt wie sie war, tatsächlich gekocht hatte? Er fragte Hogan. »Meine Mutter kocht alles, Sir«, erwiderte Hogan. Warum zog sich dann Exe als Koch an, wo sich doch kein Mensch darum kümmerte, wer was tat? Jay nahm wieder das Besteck zur Hand. Tatsächlich, dieser Fisch schmeckte unvergleichlich. »Absolut einmalig und wundervoll«, bestätigte er noch einmal. Hogan verbeugte sich zufrieden. »Wenn ich mich so ausdrücken darf, Sir, dann scheint mir, daß in unseren Forellen mehr *Körper* enthalten ist als in anderen Fischen; ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich meine.« Mrs. Exe spähte durch die in die Halle führende Tür und überzeugte sich davon, daß niemand in der Nähe war. Das milde Licht der Abendsonne fiel durch die offene Eingangspforte, aber niemand war draußen. Sie eilte zum

Briefkasten, nahm etwa ein Dutzend Briefe heraus, ging zum Empfangstisch und sah sie durch. Einer der Briefe trug die Adresse einer Stadt in den Vereinigten Staaten; den legte sie beiseite. Wieder sah sie sich um, öffnete vorsichtig den Umschlag und las die Unterschrift. Dann schob sie den Brief wieder in die Hülle, legte ihn in die Schublade und trug die anderen wieder zum Briefkasten. Im selben Augenblick erschien Willie auf der Bildfläche und erschreckte sie mit einem Purzelbaum. Mrs. Exe schrie leise auf und preßte die Hand auf ihren wogenden Busen. »Willie, du ungezogener Junge! Wie hast du mich erschreckt!«

»Wirklich, Oma?« Er feixte. »Ich erschrecke gern Leute.« »Aber du darfst mich nicht so ängstigen, mein Lieber. Du weißt, daß ich mich darüber ärgere.« »Ich tu's nicht mehr, Oma«, versprach Willie. »Das ist nett von dir.« Sie sah sich um. »Wie spät ist es?« Aus einer Innentasche zog er eine silberne Sprungdeckeluhr und ließ sie angeberisch aufspringen. »Bald sechs, Oma.« »Dann muß ich zu arbeiten anfangen. Du bleibst hier, Willie. Du weißt doch, was du zu tun hast, oder?« »Ich muß aufpassen, daß keiner mehr einen Brief einwirft, bevor die Post abgeholt wird.« Seine Großmutter lächelte ihn liebevoll an. »Bist ein guter Junge.« »Aber ich tu's nicht. Schau mal her! Du mußt nur achtgeben.« Er griff um den Briefkasten herum, und im selben Augenblick schob sich innen im Kasten ein Holzbrettchen vor den Einwurfschlitz und versperrte ihn. Bei der nächsten Bewegung öffnete sich weiter oben ein anderer Schlitz. »Wenn du in den was 'reinwirfst, fällt es nicht in den Briefkasten, Oma. Es bleibt oben hängen.« Ihre Bewunderung war grenzenlos. »Du meine Güte! Ich sage ja immer, daß du es noch weit bringst, Junge.« »Das ist doch raffiniert, oder?« Geschickt nützte er ihre gute Laune aus. »Ich brauch ja jetzt nicht hier zu bleiben. Kann ich 'rausgehen?« »Na gut, mein Junge. Aber nur eine halbe Stunde.« Anerkennend tätschelte sie seinen Arm. »Jetzt lauf!« Plötzlich verschwand ihr stolzes Lächeln. »Um Himmels willen, das Abendessen!« Eilig schlurfte sie davon. Wieder ließ Willie den Uhrdeckel aufspringen. »Halbe Stunde nur.« Dann rieb er über die

Gravierung auf der Innenseite des Deckels: *Hugh Hamilton, Esq. Zum fünfundzwanzigsten Jahrestag der Gründung von Hamiltons Warenhäusern. Die dankbaren Angestellten.* Er hörte Stimmen und schob eilig die Uhr in die Tasche. Zwei Gäste erschienen unter der Tür, die er mit einem unsichtbaren Maschinengewehr beschoß, als er sich an ihnen vorbeidrückte. Die beiden Männer tauschten vielsagende Blicke und sahen ihm nach. »Das sollte man einmal mit ihm machen.« »Aber mit einem echten Maschinengewehr.« Mrs. Exe deckte inzwischen ein Tuch über die Schüsseln auf dem Tablett und warf Selina, die eben eine Soße abschmeckte, einen Blick zu: »Ich geh nur mal eben Luft schnappen«, sagte sie. Selina sah ihr nach und konnte kaum ein Lächeln verbergen. »Schon gut, Tantchen«, rief sie ihr nach, als sie das Tablett wegrug. Mrs. Exe stapfte vorsichtig die Kellertreppe hinab und knipste im ersten Gewölbe mit dem Ellbogen das Licht an. Es war ein gespenstischer Weg, aber schließlich kam sie zu einem großen Gelaß, in dem ein Mann an einem riesigen Tisch saß. »Ding-ding!« rief sie fröhlich. »Sie sind spät dran!« Vorsichtig stellte sie das Tablett auf dem Tisch ab, gut außerhalb seiner Reichweite. »War das heute wieder ein schöner Tag! So viel Sonnenschein! Wirklich, es macht einem Spaß, zu leben.« Der mürrische Ausdruck verschwand vom Gesicht des Mannes. Er streckte die Hände aus. »Bitte, bitte«, bettelte er. Mrs. Exe beobachtete ihn mit schiefgelegtem Kopf. »Vor dem Essen muß man die Hände waschen, nicht wahr.« Er starrte sie enttäuscht an. »Nun, seien Sie schön vernünftig.« Verzweifelt griff er nach oben und machte eine Kettenschlinge los, die über seinem Kopf hing. Sie fiel herab und wurde zu einer endlosen Reihe dicker Stahlringe. Er streckte die Hände aus, griff nach der Kette und zog sie schnell herunter; immer höher und höher griff er und bewegte sich dabei ruckartig, und sich heftig anstrengend seitwärts. Mrs. Exe nickte anerkennend. Der Eisenstuhl, auf dem der gefesselte Mann saß, glitt lautlos über die Schienen, auf denen er stand. Fieberhaft arbeitend verschwand der Mann schließlich hinter einem Wandschirm. Kurz darauf hörte das Rasseln der Ketten

auf, und nach einem Moment der Stille vernahm sie das Geräusch einer Wasserspülung. Dann begann sich die Kette wieder zu bewegen, und langsam kam White wieder in Sicht; diesmal zog er an der anderen Seite der Kette. Keuchend langte er schließlich an seinem alten Platz an. »Machen Sie die Kette fest, mein Lieber«, sagte sie sanft, und White gehorchte. »Und jetzt zeigen Sie mir Ihre Hände.« Sie nickte. »Ja, sie sind sauber.« »Bitte«, flehte er, immer noch ganz außer Atem. Er schluckte krampfhaft, als sie das Tuch vom Tablett nahm. Aber statt einer Mahlzeit brachte sie etwas zum Vorschein, das eher einem Scheckbuch glich und dazu ein Blatt Papier. Sie schob ihm beides zu. »Haben Sie vergessen, welcher Tag heute ist?« Er legte bittend die Hände zusammen. »Haben Sie doch Mitleid mit mir, Mrs. Exe. Ich bitte Sie, haben Sie Mitleid!« bettelte er. »Nun, Mr. White«, erklärte sie in einem Ton, in dem man mit einem ungezogenen Kind spricht, »das haben wir alles schon gehört. Wir tun doch wirklich alles für Sie, und wenn Sie unbedingt in einem Hotel bleiben *wollen*, dann müssen Sie auch Ihre Rechnung bezahlen.« Sie reichte ihm das Blatt Papier. »Hier steht alles, jeder einzelne Posten. Soll ich alles mit Ihnen durchgehen?« Er hatte keine Kraft mehr, ihr zu widerstehen. »Geben Sie mir die Feder.«

»*Bitte!*« »Bitte, geben Sie mir die Feder.« »Nun, das ist aber brav.« Sie legte die Feder so hin, daß er sich strecken mußte, um sie zu erreichen. Er unterzeichnete. Dann warf er ihr den Federhalter so heftig zu, daß sie ihn auffangen mußte. »*Charles White* - ausgezeichnet.« Nun nahm sie eine Plastikschüssel vom Tablett, stellte sie auf den Behelfstisch und steckte einen Plastiklöffel in die halb mit Eintopf gefüllte Schüssel, die sie ihm zuschob. Als er gerade danach greifen wollte, zog sie die Schüssel wieder weg, schob sie ihm dann aber wieder zu. Der Mann stürzte sich auf die Mahlzeit und schüttete das Essen in sich hinein. Er war halb verhungert. »Ich habe Ihnen doch schon oft gesagt«, tadelte sie, »Sie sollen nicht so schlingen. Das schadet Ihrer Verdauung.« Die Schüssel war im Nu leer; bevor er sie ihr wieder zuschob, nahm er Finger und Zunge zu Hilfe, um auch das letzte

Restchen noch zu genießen. Flehend sah er sie an, doch er wußte, es war unnütz, sie um mehr zu bitten. »Haben Sie mir etwas zum Lesen mitgebracht?« fragte er. »Ich habe Ihnen erst gestern etwas gegeben.« »Das habe ich schon gelesen, mindestens zehnmal.« »Nun, das tut mir leid, mein Lieber, aber ich kann es mir wirklich nicht leisten, Ihnen dauernd Bücher zu kaufen. Wenn Sie dafür bezahlen, bekommen Sie so viele Bücher wie Sie nur wollen.« »Wie kann ich Ihnen denn noch mehr Geld geben? Sie kriegen sowieso jeden Penny, den ich habe.« »Wenn man sich etwas nicht leisten kann, muß man eben lernen, darauf zu verzichten, oder ist es nicht so?« Ihr mütterliches Lächeln, die sanfte Stimme und ihr vernünftiges Gerede trieben ihn allmählich zum Wahnsinn. Am liebsten hätte er geschrien, doch das hatte er nur einmal versucht, als sie ihn hier herunterbrachten. Wie lange war das eigentlich schon her? Aber auch eine ganze Gesellschaft kreischender Weiber hätte man droben nicht gehört. Sie stellte alles wieder auf das Tablett zurück. Er war verzweifelt. Ihre Gesellschaft war nicht gerade angenehm, aber ohne ein menschliches Wesen war es noch viel schlimmer. »Können Sie nicht ein bißchen hierbleiben und mit mir sprechen?« bettelte er. »Du meine Güte, nein, ich habe doch zu arbeiten. Sie natürlich können den ganzen Tag herumsitzen.« Im Hinausgehen drehte sie sich noch einmal um. »Beinahe hätte ich es vergessen: Hat Ihnen das Fleisch geschmeckt?« »Ja - es war ganz in Ordnung.« »Gut.« Sie lächelte erfreut. »Ich habe es jetzt mit einem anderen Fleischer probiert. Der ist ein bißchen billiger. Ach, diese Leute sind alle Räuber, nichts als Räuber!« Langsam und hoheitsvoll radelte Tarn Bruce über das offene Gelände zur Burg und stieg am Tor ab. Einen Augenblick lang betrachtete er die Berge, als suche er nach Wilderern, dann schob er sein Koppel zurecht und ging hinein. Die Halle war leer. Exe stand hinter der Theke an der Bar und winkte ihm. »Willst du uns alle verhaften. Tarn?« Bruce überlegte sich die Antwort lange. »Deshalb bin ich nicht gekommen, Mr. Exe«, antwortete er schließlich. Der Amerikaner hockte auf einem der Stühle. Wenn er, Tarn, seine Karten richtig ausspielte -

»Guten Abend, Sir«, sagte er und legte die Fingerspitzen an seine Uniformmütze. »Guten Abend, Wachtmeister.« Jay lachte, denn er wußte genau, was der Mann dachte. »Geben Sie Mr. Bruce, was er gern haben möchte.« »Das ist schön von Ihnen, Sir, aber ich bin im Dienst. Wenn Mr. Exe mir aber eine kleine Taschenflasche mitgibt, kann ich's später trinken, als Medizin sozusagen.« »Tun Sie das, Mr. Exe.« Jay blieb ernst. »Sind Sie gerade auf Verbrecherjagd?« »Jawoll, Sir. Hier herum gibt's eine ganze Menge Verbrecher, Sir. Wirklich, eine ganze Menge.« »Das hätte ich nicht gedacht.« »Ah, Gangster gibt es nicht bloß in Chicago, Sir. Hier sind auch ein paar ganz schreckliche - Wilderer.« Jay lächelte bedauernd. »Ja, das ist wirklich ein großes Verbrechen«, gab er zu. »Jawoll. Aber an dem Tag, an dem ich die Bande erwische, können Sie wieder ruhig sein. Darauf können Sie sich verlassen.« Hogan reichte ihm eine kleine Flasche, die Bruce in die Hosentasche schob. »Besten Dank, Mr. Donaldson. Ich werd auf Ihr Wohl trinken.« Aus seiner Brusttasche zog er ein Päckchen Karten. »Mr. Exe, Sie nehmen doch bestimmt Ihre Karten wie üblich für den Polizistenball?« »Natürlich, Tarn.« Der Polizist breitete sie so auf die Theke, daß der Amerikaner sie genau sehen konnte. Die Idee, einen Ball zu besuchen, gefiel ihm. Seit Jahren hatte er das nicht mehr getan. Würde wohl Selina ihn begleiten? »Wenn ich darf, dann nehme ich auch zwei Karten«, sagte er. »Einundzwanzig Shilling, Sir. Sie werden's bestimmt nicht bedauern. Das ist eine große Sache. Der Gutsherr wird auch kommen.« »Glauben Sie, daß noch andere Donaldsons kommen werden?« Tarn sah den Amerikaner bedeutsam an. »Verwandte?« »Weiß nicht«, antwortete Jay. »Vor vielen Jahren kam mein Großvater aus dieser Gegend.« »In Craig McMellar hat es Donaldsons gegeben«, erklärte Bruce nachdenklich. »Aber dort hat schon vor meiner Zeit niemand mehr gewohnt.« »Craig McMellar?« fragte der Amerikaner aufgeregt. »Wo liegt das?« »Ach, so ungefähr dreißig Meilen nordöstlich von hier. Luftlinie. Auf der Straße ist's das Doppelte.«

»Und gibt es sonst noch Donaldsons in *der* Gegend?« Tarn

schüttelte den Kopf. »Nein.« Er sah auf die Uhr. »Ich bin schon fort, meine Herren.« Er tastete noch einmal nach seiner Flasche und marschierte zur Bar hinaus. »Guten Abend allerseits!« Exe lehnte mit aufgekrepelten Hemdsärmeln an der Theke. »Tarn Bruce wird noch an seinem Todestag nach Wilderern suchen.« Er sah Donaldson prüfend an. »Und was hat Sie eigentlich in diesen Teil der Welt gebracht? Wollten Sie die Heimat Ihrer Vorfahren kennenlernen?« Jay lachte. »Mein Großvater erzählte immer, es habe in seinem Haus nur zwei Räume gegeben. Einer davon gehörte den Schafen. Nein, Mr. Exe, das Heim der Vorfahren gehört Ihnen. Aarolie ist genau das, wie ich mir eine alte schottische Burg immer vorgestellt habe.« »Aber das Fischen allein hat Sie doch nicht hierhergeführt?« »Ach, ich wollte einmal Urlaub machen, und ich kann ihn mir ja auch leisten. Zum erstenmal in meinem Leben konnte ich mich freimachen.« »Ja, Zeit zu haben ist wohl das Wichtigste im Leben«, pflichtete ihm Hogan bei. »Und jetzt haben Sie doch so viel Zeit wie Sie nur wollen. Zeit, alles zu tun, was Sie sich nur wünschen. Wollen Sie sich hier in der Gegend niederlassen?« »Daran habe ich bisher noch nicht gedacht, aber es wäre keine schlechte Idee.« »Und würden Sie hier irgendein Geschäft betreiben?« Irgend etwas an Exes Miene gefiel Jay nicht; er wurde vorsichtig. Wollte ihm der Mann etwas aufdrängen? Vielleicht ihm vorschlagen, Geld in sein Hotel zu stecken? Er hatte es bestimmt bitter nötig. »Was wollen Sie damit sagen?« »Ach, eigentlich gar nichts. Es war nur eine Frage.« Jay spielte mit den Eintrittskarten. Ohne Hogan anzusehen, fragte er: »Und wie sind Sie in diese Gegend gekommen, Mr. Exe?« Diese Frage hätte er nicht stellen sollen. Hogans Miene verdüsterte sich, als hätten die Worte des Amerikaners unangenehme Erinnerungen wachgerufen. »Kapitalisten!« stieß er hervor. »Wie bitte?« »Diese verdammten Kapitalisten! Sie haben mich ruiniert, wie sie jeden ruinieren, der ihnen in die Klauen gerät.« Exe griff nach einem Tuch und drehte es so, als habe er den Hals eines gehaßten Feindes unter den Fingern. Jay rutschte unbehaglich auf seinem Hocker herum. Das war kein idealer Gastgeber; schließlich war er ein völlig Fremder.

»Tut mir leid, wenn ich meine Nase in Dinge stecke ...« Aber diese gutmütigen Worte hätte er sich sparen können, denn Exe sah mit harten Augen an Jay vorbei. »Ich hatte ein nettes kleines Geschäft. Mein Vater hatte es angefangen, aber er war nicht ehrgeizig genug. Wissen Sie, solange er genug zu essen und ein Dach über dem Kopf hatte ... Dann habe ich es übernommen. Was für meinen Vater gut genug war, reichte mir noch lange nicht. Verstehen Sie, ich hatte Ehrgeiz. Und große Pläne.« »Welche Art von Geschäft war es denn?« Exe überhörte die Frage. »Ja, große Pläne. Aber sie halfen mir nichts. Ich borgte Geld. Als es ausgegeben war, verlangte man es zurück. Ich konnte nicht bezahlen; damals wenigstens nicht. Ja, hätte man mir ein paar Jahre Zeit gelassen ... Dann hätte ich ein Vermögen verdient gehabt, und ich hätte ihnen jeden ihrer schmutzigen Pennies zurückbezahlt. Aber sie ließen mir keine Zeit, und ich war pleite. Verdammte Kapitalisten!« Er spie das Wort geradezu aus, warf das Tuch weg und verließ vor sich hinmurmelnd die Bar. Beinahe hätte er Giddon umgerannt. Der sah ihm nach und kam lachend an die Bar. »Unser Freund Exe hat wohl erzählt, wie ihn die filzigen Kapitalisten ruiniert haben?« fragte er. Er lachte schallend. »Diese Zustände kriegt er ab und zu, und dann kann er stundenlang darüber reden. Es ist unmöglich, ihn dabei zu unterbrechen.« Er kletterte auf den Hocker neben Donaldson. »Ich habe Ihnen ja gesagt, daß alle miteinander einen schweren Tick haben.« Jay wollte ihm schon eine heftige Antwort geben, doch er schluckte sie hinunter. »Ich glaube«, sagte er schließlich, »jeder hat ein Recht auf seinen Tick. Sonst wäre die Welt ja zu langweilig.« Giddon kniff die Augen zusammen. »So, ein liberaler Amerikaner! Ich habe geglaubt, die hätten keine Existenzberechtigung.« Der alte Mann wurde ihm allmählich lästig. »Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio...«, warf er hin, nickte kurz und verließ die Bar. »Wohl ein Intellektueller?« vermutete Giddon und sah ihm mitfühlend nach. »Du meine Güte! Es gibt ja immer noch Wunder!« Jay bedauerte sofort, die Bar verlassen zu haben, denn Selina war gerade auf dem Weg dorthin. »Hallo!« rief er ihr zu. »Guten Abend, Sir.«

»Sagen Sie, kommen Sie eigentlich nie aus diesen Kleidern heraus, um richtig menschlich zu werden?« fragte er. »Und was tut ein menschliches Wesen?« fragte sie mit einer so unschuldigen Miene, daß er nicht wußte, wie er ihre Frage aufzufassen hatte. »Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten.« »Ich habe in der Bar zu tun, Mr. Donaldson. Warum trinken Sie nichts? Sie können sich dann mit mir unterhalten.« »Giddon ist dort.« Sie sah ihn erstaunt an. »Und was macht das aus?« »Der Kerl stört Sie wohl nicht?« »Warum denn? Ich mag ihn gern. Mr. Giddon ist nett.« Also hatte er den Alten falsch eingeschätzt, und er war nicht derjenige, der sie belästigte. »Und wie geht es Ihren Fingern? Besser?« Schon wieder hatte er etwas Verkehrtes gesagt, denn sie schritt, den Rücken betont gerade daraufhin in die Bar. Was war nur heute mit ihm los? Er eckte anscheinend überall an.

»Guten Abend, Admiral.« Willie guckte durch eine offene Seitentür heraus. Er trug eine fleckige Matrosenmütze, auf deren Band diesmal zu lesen war: *Küß midi, idi bin der Teufel*. »Hallo, Willie.« Der junge Mann grinste und trottete herbei. »Wissen Sie, warum der Wachtmeister Bruce da war?« fragte er listig. »Sag es mir.« Ihm lag gar nichts an Willies Gesellschaft. »Er sucht einen Einbrecher.« »Das hat er mir nicht verraten, auch nicht deinem Vater.« »Aber mir schon. Ich hab' ihm aber nicht gesagt, was ich weiß.« Er kicherte. »Ich weiß, wo der Einbrecher ist.« »Was du nicht sagst!« »Ehrlich.« Er kam näher und flüsterte. »In der Bibliothek ist er.« »Wo? In der Bibliothek? Wo ist denn die?« »Wenn Sie wollen, zeig ich sie Ihnen, dann können Sie ihn fangen.« »Du schwindelst.« »Was ist 'n das?« »Du sagst nicht die Wahrheit.« Willie wurde ernst und hob einen Finger. »Sehen Sie?« Er zog ihn quer über seine Kehle. »Wenn ich lüg, würde ich mich umbringen.« Ungeduldig sah sich Jay um, aber es war niemand in der Nähe, der ihn von dem Jungen erlöst hätte. »Na, schön, Willie. Jetzt reicht's aber.« Er wollte weitergehen, doch da hielt ihn Willie fest. »Er hat ein Messer und will Selinas Gesicht zerschneiden.« Lauernd sah er Jay an und fühlte eine angenehme Erregung, als er sah, wie Jays Gesicht sich verdüsterte. »Sie sind in sie verliebt.« Hatte

sie wirklich einen verrückten Freund? Nein, das war doch lächerlich, und Jay wußte das auch. Was er aber nicht genau hätte sagen können war, ob Willie sich jetzt nur einen üblen Scherz erlaubte. »Na gut, dann zeig sie mir«, sagte er mit harter Stimme. Willie führte ihn zur Bibliothek, baute sich theatralisch vor der Tür auf und legte den Finger auf den Mund. Langsam öffnete er die Tür. Es war ein riesiger, holzgetäfelter Raum mit hohen Fenstern, die bis zur Decke reichten. Sie waren bleiverglast und außerordentlich schmutzig, und das Abendlicht erhellte kaum die mit Spinnweben bedeckten Ecken. Das Durcheinander von Tischen und Stühlen war mit weißen Tüchern zugedeckt. An zwei Wänden waren Bücherregale in tiefe Wandnischen eingebaut, doch nur wenige Bücher standen darauf, obwohl Platz für mehr als tausend Bände war. Jay lächelte, denn er glaubte Willies Geschichte eigentlich doch nicht. Der Raum sah aus, als habe ihn seit Jahren kein Mensch mehr betreten, aber er war Irgendwie interessant; er wirkte fast edel, wenn auch ein kleines Vermögen nötig gewesen wäre, ihn bewohnbar zu machen. »Und wo ist dein Einbrecher, Willie?« fragte er leichthin.

Der Junge deutete auf eine Nische in der linken Wand. »Dort soll er sein?« Jay ging rasch darauf zu. »Dann werden wir ihn bald haben.« Jay sah sofort, daß kein menschliches Wesen in der Nische sein konnte. »Na, weißt du! Hier ist doch niemand!« Täuschte ihn das Dämmerlicht, oder schnitt Willie wirklich eine überraschte Grimasse? Mit glitzernden Augen kam der Junge auf ihn zu. »Hier, gerade hinter Ihnen, Mister.« »Sei nicht so ...!« Jay ging einen Schritt zurück, um Willie auszuweichen und drehte sich um. »*Genau hinter Ihnen ist er!*« Willie kauerte sich zusammen, als wolle er einen Angriff abwehren. Im selben Augenblick spürte Jay einen eisenharten Stoß im Rücken. »*Eine Bewegung, und ich blase Ihnen das Hirn aus dem Schädel!*« Die Stimme klang tief, hohl und schauerlich. Jay erstarrte vor Schreck, Willie kreischte vor Lachen und rannte davon. Jay wirbelte herum, sah aber nur die leere Holzvertäfelung. »Du Teufelsbraten!« rief er. Er tastete die Vertäfelung ab, konnte aber nichts

finden, was ihm den Stoß in den Rücken versetzt haben konnte. Dann ließ er sich auf die Knie nieder, um jene Stelle zu untersuchen, an der Willie gestanden hatte; er brauchte nicht lange zu suchen. Ein kleines Stück der Holzdielen gab nach, und als er darauf drückte, hörte er ein Klicken. Ein Stück der Holzvertäfelung glitt zur Seite, und ein dicker Stab schoß heraus. Am Ende des Stabes war etwas, das wie eine behandschuhte Hand mit einer Pistole aussah. »*Eine Bewegung, und ich blase Ihnen das Hirn aus dem Schädel!*« Es war die gleiche Wahnsinnsstimme. Als er den Finger von der Holzdielen nahm, verschwand die Pistole und die Vertäfelung schloß sich wieder. Er versuchte es nochmals - mit demselben Erfolg. Erleichtert atmete er auf. Willie war es mit seiner Lügengeschichte zumindest gelungen, ihm einen gehörigen Schrecken einzujagen. Er stand auf und klopfte den Staub von seinen Knien. Die Vorrichtung war zweifellos eine Meisterleistung. Schade, daß Willie seine Energien nicht besser anzuwenden wußte. Er trat an eines der Regale und nahm einen Band heraus. Der schwere Ledereinband trug den Titel: EINE GESCHICHTE DER TEUFEL, HEXEN UND SCHWARZKÜNSTLER Mrs. Exe probierte gerade eine Mantilla aus der Zeit der Königin Isabella an; aber wie sie sich auch drehte und wendete, sie saß einfach nicht. Hinter ihr murmelte Hogan vor sich hin und lief im Zimmer auf und ab. Er sah düster drein. »Setz dich doch. Lieber, du wirst ja nur müde davon«, ermahnte sie ihn. »Wie kann ich mich hinsetzen, wenn es so viel Ungerechtigkeit auf der Welt gibt? Ich glaube, Mutter, es wäre am besten, ich ginge weg, um etwas zu tun, was diese Ungerechtigkeit beseitigen würde.« »Du wirst bei Mr. Donaldson schon deine Chance bekommen«, meinte sie begütigend. »Man sollte *jedem* dieser Kapitalisten das Geld wegnehmen. Sie sind die Ursache allen Unglücks auf der Welt.« »Ja, mein Lieber.« Wieder probierte sie die Mantilla; sie saß einfach nicht. »Die knechten nur die guten Menschen.« »Ja, mein Lieber.« Und wenn sie hier etwas wegnahm und dort einen Saum ausließe? »Aber am liebsten würde ich sie alle umbringen.« »Reg dich nicht auf, Hoky, das schadet deiner Leber.« »Und wenn ich zehn Millionen

Pfund hätte, *ich* wäre kein Kapitalist. Ich würde *Gutes* tun.«
»Natürlich, mein Sohn.« So, jetzt war es besser. »Hast du den Draht, um den ich dich gebeten habe?« »Ich würde nur Gutes tun. Wirklich, nur Gutes.« »Ja, mein Lieber.« Sie raffte die Mantilla ein wenig und bewunderte sich. »Hast du den Draht besorgt?« Er blieb stehen. »Welchen Draht?« »Du weißt doch. Ich habe dich gebeten, ihn zu besorgen.« »Ach so!« Die Bitterkeit fiel von ihm ab. »Ich hab' Willie gesagt, er soll ihn morgen kaufen.«

»Wohin schickst du ihn? Nach MacIntyre? Da war er heuer noch nicht.« »Du glaubst doch nicht wirklich, ich würde ihn zu oft zum gleichen Laden schicken?« fragte er gekränkt. »Tarn Bruce könnte Unrat riechen, wenn wir einen Ballen nach dem anderen bei Hannay kaufen.« »Ich wollte doch nur ganz sichergehen. Lieber.« »Ich weiß es ja, Mutter. Aber ich bin so traurig darüber, daß du mir, deinem einzigen Sohn, nicht voll vertraust.« »Dummer Junge! Das tue ich doch!« Sie lächelte ihn liebevoll an. »Ich warte nur auf das Stichwort für Donaldson.« Er nickte nachdenklich. »Ich bin ziemlich überzeugt, daß er dem Klub beizutreten wünscht. Nur eine Frage: sollen wir ihn gleich in den Sonderraum bringen, oder noch etwas warten?« »Darüber denke ich auch schon nach, Hoky.« »Und was meinst du?« »Ich hab' all sein Gepäck und seine Papiere durchgesehen. Er ist aufrichtig - er kennt wirklich keine Menschenseele hier, hat keine Verwandten, ist ledig ...« »Das weiß ich selbst. Ich hab' mir auch alles angesehen.« »Und er ist sehr reich, mein Sohn.« »Auch das ist mir bekannt.« »Wenn du ein Faß Butter kaufst, dann ißt du nicht nur einen Happen davon und wirfst das übrige weg. Bestimmt nicht, wenn es eine erstklassige Frischbutter ist - Und von einer Kiste Whisky, Hoky, trinkst du auch nicht nur einen Schluck und schüttest das übrige in den See.« »Was meinst du damit, Mutter?« »Nur das, mein Sohn«, erklärte sie nachdrücklich. »Donaldson ist reich. Er hat sich zurückgezogen, ist Millionär. Und was tut er mit seinem Geld?« Hogan sah erstaunt drein. »Was willst du damit sagen?« »Meinst du nicht, daß Mr. White gern Gesellschaft hätte? Auf die Art könntest du doch einiges von Mr.

Donaldsons Geld bekommen?« Er dachte darüber nach und nickte heftig. »Regelmäßige Zahlungen? Wäre nicht schlecht.« Er trat zu ihr, beugte sich hinunter und küßte sie auf die Wange. »Ich werde darüber nachdenken.« Sie zog ihre Mantilla zurecht. »Und noch etwas, Lieber - Wenn wir im Spülbecken einen Abfallvernichter einbauen, haben wir keine Knochen mehr in den Abfalltonnen.« »Na und?« »Im Sonderraum haben wir einen guten Abfallvernichter.« »Weiter?« »Warum geben wir Mr. Donaldson nicht diesen Raum? Dort kann er solange bleiben, bis du beschlossen hast, was zu geschehen hat.«

»Und warum das?« »Hogy, mein Sohn, manchmal glaube ich, du wirst nie ein guter Geschäftsmann. Verstehst du denn nicht? Hat er das Zimmer, so kannst du auch mehr von ihm verlangen. Wenn es leer ist, verdienen wir ja nichts damit.« Er war einfach restlos begeistert. »Ich werde das erledigen, Mutter.« Als Jay zurückkam, war nur Selina in der Bar. Er ging sofort daran, mit ihr ein Stelldichein zu verabreden. Er zog die Karten aus der Tasche und legte sie auf die Theke, damit Selina sie lesen konnte. »Wie war's damit?« fragte er. Sie sah die Karten an, dann ihn. »Ich verstehe nicht«, sagte sie. »Ich möchte Sie fragen, ob Sie mit mir zu dem Ball gehen wollen.« Er hob die Arme, als halte er eine Tanzpartnerin im Arm, lachte und tat ein paar beschwingte Schritte. »Wissen Sie, tanzen!« Plötzlich glänzten ihre Augen. Tanzen? Wie lange war sie schon auf keinem Ball mehr! Jay sah sie erwartungsvoll an. »Nun, wie war's damit?« drängte er. »Ich - Am Freitag ist es unmöglich, Mr. Donaldson. Aber es war sehr nett von Ihnen, mich einzuladen.« »Hören Sie mal. Liegt es an mir? Ich meine, haben Sie etwas dagegen, mit mir auszugehen?« »Nein, absolut nichts.« »Na schön. Aber ich warne Sie. Ich bin kein guter Tänzer. Einmal im Jahr, das war alles. Der Firmenball.« Er schüttelte verdrossen den Kopf. »Junge, Junge, das möchte ich nicht noch mal mitmachen müssen.« Selina war schon dabei, auf seinen Ton einzugehen, doch plötzlich verschwand der Glanz aus ihren Augen. »Wollen Sie etwas zu trinken, Sir?« fragte sie geschäftsmäßig. Er sah sie rasch an. »Heißt das nein?« Sie

sah ihn nicht an. »Und warum ist es am Freitag nicht möglich? Haben Sie eine andere Verabredung?« Sie schwieg noch immer und wischte bedrückt an einem Glas herum. »Nun, wenn es keine andere Verabredung ist, was ist es dann?« Allmählich ärgerte er sich. Jede Antwort hätte er hingenommen, aber ihr Schweigen machte ihn verrückt. Schließlich sah sie ihn an. »Ich muß arbeiten.« »Aber Sie haben doch irgendwann einmal frei?« »Ja, natürlich.« »Dann verlegen Sie Ihre Freizeit. Wenn Sie wollen, frage ich Ihren Onkel.« »Was wollen Sie den Onkel fragen?« Jay fuhr herum. Exe kam auf ihn zu und lachte ihn breit an. Von seiner früheren schlechten Laune war nichts mehr zu merken. Der Wirt sah freundlich drein, und Jay nützte das aus. »Ich fragte eben Selina, ob sie am Freitag mit mir zum Ball gehen würde.« Hogan lächelte zustimmend. »Viel Vergnügen, Mädchen«, sagte er zu Selina, »es wird dir guttun, ein bißchen herauszukommen.« Er wandte sich an Jay. »Wissen Sie, sie arbeitet viel zuviel.« »Aber ich habe nichts anzuziehen«, wandte Selina ein. »Dann kauf dir doch ein Kleid, Kindchen. Willie geht morgen einkaufen, da kannst du mitkommen.« Die Aussicht, mit Willie allein zu sein, war nicht sehr verlockend für sie, und Jay spürte ihre Ablehnung. »Sehen Sie, ich möchte morgen einiges besorgen. Ich fahre in die nächste Stadt, da können Sie gut mit mir kommen.« Sie warf Exe einen fragenden Blick zu, der immer noch lächelte. »Geht das, Onkel? Ich meine, da Willie doch auch weg ist?« »Das schaffen wir schon, keine Sorgen - Laß dir's gut gehen, solange du kannst, Kindchen. Keiner von uns lebt ewig, oder, Mr. Donaldson? Ich sage immer, man soll sich mal ein Vergnügen gönnen, solange man jung ist.« Er seufzte. »Niemand kann sagen, ob er morgen noch lebt.« Düster dachte er einen Augenblick lang über die Vergänglichkeit alles Irdischen nach, doch dann grinste er wieder. »Nun, das wäre geregelt. Da ist noch eine andere Sache, Sir, die ich gern mit Ihnen besprechen würde.« »Ja, und das wäre?« »Jemand hat abgesagt, und ich dachte mir, vielleicht würden Sie gern jenes Zimmer nehmen? Es ist viel besser als Ihr jetziges.« »Gut. Zeigen Sie mir's. Ich sage Ihnen dann schon, ob ich

umziehe.« »Wollen Sie bitte mitkommen?« »Natürlich.« Er wandte sich zu Selina um und lächelte sie an. »Gehen Sie jetzt nicht weg, ich bin gleich zurück.« Er folgte dem Bärtigen die Treppe hinauf und in den Korridor, der nach links führte. Einen Augenblick später riß er vor Staunen den Mund auf, als Exe die Lichter anknipste. »Welch herrliches Zimmer!« rief er. Dann grinste er. »So offenherzig sollte ich ja eigentlich nicht sein, sonst ziehen Sie mir das Geld aus der Nase.« »Ich fürchte, es kostet wirklich mehr als das alte, Sir.« »Wieviel?« Hogan hüstelte. »Das Doppelte, Sir.« Jay besah sich das Badezimmer, dann das Kastenbett. »Ist das echt?« »Garantiert, Sir.« »Na, so etwas!« Er betastete die Schnitzereien an einem der Pfosten. »Das ist doch Tudor, oder?« »Aus der Zeit der ersten Elisabeth, und es ist absolut echt. Und außerordentlich bequem, Sir. Ich kann es wirklich empfehlen, denn ich selbst habe schon oft hier geschlafen.« »Ungefähr vierhundert Jahre alt, nicht wahr?« »Mindestens. In diesem Bett haben schon viele Leute geschlafen, und viele wurden dort geboren.« Jay lächelte. »Und was ist mit denen, die drinnen gestorben sind?« fragte er listig. Hogan zuckte nicht mit der Wimper. »Über die sprechen wir niemals, Sir«, antwortete er zurückhaltend. Donaldson lachte. »Das glaube ich Ihnen aufs Wort - Aber dieses Zimmer nehme ich, Exe. Und zwar sofort.« Exe verbeugte sich zustimmend. »Ich nahm an, daß es Ihnen gefallen würde. In diesem Bett werden Sie ausgezeichnet schlafen. Sie werden sich zwar erst daran gewöhnen müssen, aber schlafen Sie erst einmal, werden Sie so schnell nicht wieder aufwachen.« Das überhörte der Amerikaner, denn er untersuchte wieder die Schnitzereien. »Eine herrliche Arbeit! Gehört das Bett zu den Originalmöbeln?« »Guter Gott, nein! Diese Burg stand schon dreihundert Jahre, als das Bett gemacht wurde. Ich habe es gekauft, als ich die Burg erbt.« »Was, geerbt haben Sie sie? Dann sind Sie also so etwas wie ein Lord?« »Nein, nichts dergleichen. Es ist keine Erbschaft von Blutverwandten.« Er zögerte ein wenig, als überlege er, ob er vertrauliche Dinge ausplaudern solle, fuhr dann aber fort: »Als man mir mein Geschäft abgelistet hatte, kam ich mit meiner Mutter hierher,

und wir arbeiteten für den Besitzer. Damals war es noch kein Hotel, sondern ein Privathaus. Der Besitzer hielt große Stücke von Mutter und mir. Willie war damals noch ganz klein. Als der arme Herr starb, erfuhren wir, daß er uns die Burg vermacht hatte.« »Ah, verstehe.« Jay hatte den Eindruck, daß Exe über dieses Thema noch gern weitersprechen würde, und da er nicht wollte, daß er seine Entscheidung wegen Selinas Freizeit noch mal umwarf, fragte er ihn aufmunternd: »Haben Sie lange für ihn gearbeitet?« Es interessierte ihn zwar nicht, aber es war die einzige Frage, die ihm einfiel. »Fast zwei Jahre.« »Wirklich?« Das war aber eine recht kurze Zeit für soviel Dankbarkeit. »Es war ein furchtbarer Schlag, Mr. Green zu verlieren. Ein so reizender junger Herr.« »So, er war noch jung?« Jay hatte sich den Toten als alten Mann vorgestellt. »Ungefähr in Ihrem Alter, Sir. Es war ein Unglücksfall. Ein Stück des Gemäuers war brüchig, und der junge Herr stürzte hinab.« Exe schüttelte den Kopf zu dieser traurigen Erinnerung. »Natürlich hätte er erst gar nicht auf den Turm steigen sollen, aber er war ein Dickkopf. Dickköpfig wie ein Muli.« Resigniert erkannte Jay, daß er wohl der ganzen Geschichte zuhören mußte, und er stellte die passende Frage. »Er hätte nicht hinaufsteigen sollen, denn er war ein Krüppel. Er konnte nicht richtig laufen. Da steigt man nicht auf solche Türme. Aber ich glaube, er wollte nur beweisen, daß er nicht hilflos war. Das habe ich auch der Polizei gesagt. Mr. Green wußte, daß die Mauern morsch waren und deshalb gefährlich. Ich mußte einen großen Teil der Burg absperren, weil zuviel morsch ist, sonst sind die Gäste in Gefahr.« Hogan lächelte, und er unterstrich damit seine besorgten Worte. »Das soll uns eine Lehre sein, Sir. Laufen Sie nicht hier herum. Wir wollen Sie nicht auf diese Art verlieren.« Der Amerikaner grinste. »Mich kriegen Sie nicht so leicht los. Exe.« »In diesem Fall, Sir«, meinte er ungerührt, »müssen wir uns eben etwas anderes ausdenken.« Das Geschäft in der kleinen Hotelbar ging recht gut. Erst hatten vier der Gäste Bridge gespielt; jetzt tranken sie vor dem Schlafengehen noch ein paar Gläschen. Selina bediente, aber sie war ein bißchen geistesabwesend. Würde der nette

Amerikaner wohl noch mal zurückkommen? Rechnete er wirklich damit, daß sie mit ihm zum Ball ging? Ein Stich freudiger Erwartung ging ihr durchs Herz, als sie ihn kommen sah. Er setzte sich auf den einzigen noch freien Hocker. »Ich hoffe«, sagte er, »daß Sie sich morgen ein blaues Kleid kaufen werden.« »Vielleicht gibt es aber nichts in Blau, was mir gefällt.« Sie zögerte ein wenig. »Es ist - es ist wirklich reizend von Ihnen, Mr. Donaldson, daß Sie mich morgen mitnehmen.« »Für mich ist es ein Sonntagsvergnügen.« »Bin ich Ihnen aber auch bestimmt nicht lästig? Ich muß nämlich ziemlich früh weg, denn ich muß zum Mittagessen zurück sein.« »Was, zum Mittagessen schon?« Und er hatte doch geplant, sie ins beste Hotel einzuladen! »Ich dachte«, fuhr er fort, »die Gäste seien alle untertags beim Fischen.« »Es kommen aber Touristen, die zu Mittag essen wollen.« »Könnte da nicht mal jemand anderer einspringen?« »Das ist meine Arbeit, Mr. Donaldson«, erklärte sie bestimmt, fast so, als wolle sie damit sagen, daß er nichts Unrechtes von ihr verlangen dürfe. »Na gut. Schön. Ich bitte um Vergebung.« In lächelnder Resignation hob er die Hände. »Und wann fahren wir weg?« »Wann es Ihnen recht ist, Sir.« Sie war nun wieder ganz auf Distanz bedachte Angestellte, und das irritierte ihn ein wenig. »Nach dem Frühstück also?« »Ja. In Ordnung, Sir.« Er stand auf. »Gute Nacht dann.« Es war ihm unmöglich, vor den Männern in der Bar ein paar persönliche Worte anzufügen. Das hatte Zeit bis morgen. In großen Sprüngen lief er die Treppe hinauf und erinnerte sich oben gerade noch rechtzeitig des neuen Zimmers. Freudig erregt öffnete er die Tür. Im Kamin brannte ein kleines Feuer, das die Schönheit des Raumes noch unterstrich. Exe oder Willie hatten sein ganzes Gepäck schon herübergebracht, und der Schlafanzug lag auf dem Bett ausgebreitet. Auf dem Ankleidetisch stand eine Whiskyflasche, daneben ein mit Wasser gefüllter Glaskrug; ein Teller mit leckeren, belegten Broten war mit einer Serviette zugedeckt. Er goß sich etwas Whisky ein und knabberte an einem Sandwich. Dann kleidete er sich aus und nahm ein Bad. In einem seiner Koffer waren ein paar Bücher; er wählte eines aus, kletterte in das

Kastenbett und machte es sich gemütlich. Willie kauerte vor der Tür und lugte durchs Schlüsselloch; er sah, wie die großen Lampen in Jays Zimmer gelöscht wurden. Nur das Leselicht neben dem Bett brannte noch. Zufrieden reckte er sich, lief in die Halle hinunter und ging durch das Tor nach draußen. Der Mond schien nur schwach. Er blieb einen Moment stehen, zog eine Mütze aus der Tasche und stülpte sie mit dem Schild nach hinten über den Kopf. Dann überzeugte er sich, daß sonst keine Lichter mehr brannten und rannte zum Schuppen, der als Garage diente. Er machte sich unter der Haube des silbergrauen Bentley zu schaffen, und nach kaum einer Minute lief der Motor. Er kletterte auf den Fahrersitz, fuhr den Wagen rückwärts heraus, wendete ihn, und schon war er auf der zur Straße führenden Fahrspur. Eine weitere Minute später kreischte und schrie er vor Begeisterung, denn die Tachonadel stand auf der 80-Meilen-marke. Die Scheinwerfer zeichneten einen scharfen Lichtkegel auf die Straße. An einer besonders scharfen Kurve mußte er das Steuer hart herumreißen, aber wie durch ein Wunder gelang es ihm, den Wagen mit quietschenden Reifen auf der Straße anzuhalten und haarscharf die Stelle zu vermeiden, wo die Kurve aus einem senkrecht abfallenden Felsen herausgehauen war. Mrs. Exe war immer als erste auf, und dieser Morgen bildete keine Ausnahme. Von ihrem Schlafzimmerfenster aus sah sie die grauen Wolken, die sich zusammenzogen; das schöne Wetter hatte wohl bald ein Ende. Sie mußte Willie einschärfen, recht vorsichtig zu fahren. Das gute Kind neigte zu sehr zum Rasen. Bei Regen waren die Straßen besonders gefährlich. Sie hastete in die Küche, richtete ein Frühstückstablett und trottete dann zu Mr. White hinunter. Er schlief noch und hatte sich so gut zusammengekauert, wie seine Fesseln es gestatteten. Sie knipste die Tischlampe an. »Aufwachen, aufwachen! Zeit zum Aufstehen!« Aus der geräumigen Tasche ihres Overalls nahm sie einen Elektrorasierer, steckte die Schnur in eine Steckdose und legte ihn in Reichweite vor ihn auf den Tisch. »Kommen Sie schon, aufwachen!« mahnte sie. Langsam öffneten sich seine Augen, im nächsten Augenblick war er auch schon hellwach. »Guten Morgen, Mr.

White. Es sieht nach Regen aus. Meinen Sie nicht auch?« Ohne auf sie weiter achtzugeben, nahm er den Rasierapparat, schaltete ihn ein und rasierte sich. Als er damit fertig war, legte er ihn weg und griff nach der Kette. Langsam bewegte er sich unter den mütterlich zustimmenden Blicken von Mrs. Exe seitwärts. »Gut so«, lobte sie, zog den Stecker heraus und schob den Rasierapparat in ihre Tasche. Das Tablett stellte sie so ab, daß Mr. White es mit einiger Mühe erreichen konnte, wenn er zurückkam. Es gab viel zu tun, und deshalb ging sie in den nächsten Keller. Als sie das Geräusch der Wasserspülung hörte, nickte sie befriedigt. Dann trottete sie, leise und vergnügt vor sich hinsummend, in die Küche hinauf, um das Frühstück für die anderen Gäste vorzubereiten. Willie wachte zur gewohnten Stunde auf und stülpte sich eine Mütze mit der Aufschrift *Ich liebe Sex* auf den Kopf. Das gehörte zu seiner Morgenroutine. Dann kamen die sieben Pfeile an die Reihe. Er fischte sie aus einer Schachtel unter dem Kopfkissen und zielte damit auf seine unter der Bettdecke steckenden Zehen. Er warf die Pfeile genau zwischen den Zehen hindurch und sie fielen am Fußende der Koje zu Boden. Dann kletterte er aus dem Bett, um nachzusehen, wo sie steckten. Zwei davon hatten ein Stück Papier mit Maschinenschrift getroffen, das er abends, bevor er zu Bett ging, dorthin gelegt hatte; der eine steckte genau in dem Satz *Es wird ein guter Tag werden*, Willie feixte. Er schlüpfte aus der Schlafanzugjacke und rieb mit der Hand über sein Kinn. Dann nahm er Rasierpinsel und Seife und seifte sich ein. Er besah sich im Spiegel, schüttelte den Kopf und wischte den Schaum wieder ab. Dann seifte er sich erneut ein, diesmal gründlicher, und nun war er zufrieden. Mit dem Nagel seines ausgestreckten Zeigefingers schabte er im Schaum herum, als arbeite er mit einer Rasierklinge. Als er den ganzen Schaum weggekratzt hatte, betrachtete er sich nochmals im Spiegel und grinste beglückt. Selina nahm ein Kleid aus dem Schrank; es war zwar abgetragen, aber noch nicht allzu schäbig. Oder war vielleicht eines der beiden anderen besser? Schließlich wählte sie endgültig das erste. Es war wohl älter, doch das teuerste von den dreien. Vor einem schnippischen

Ladenmädchen würde sie sich darin am wohlsten fühlen, wenn sie das neue Kleid anprobierte. Sie legte es auf das Bett. Der Himmel war grau verhangen, aber für sie war es ein strahlender Morgen. Herrlich, für ein paar Stunden die Burg verlassen zu können! Manchmal glaubte sie, sie könne es keine einzige Minute länger mehr hier aushalten. Sie schlüpfte aus dem alten Morgenrock und zog das schwarze Kleid mit dem gestärkten weißen Schürzchen an, in dem sie die Gäste zu bedienen pflegte. Heute gefiel ihr sogar die Uniform. Sie rückte das Schürzchen zurecht, stellte sich seitlich vor den Spiegel und überprüfte, leise vor sich hinsummend, die Umrisse ihrer Figur. Pfeifend lief Jay die Treppe hinunter. Hogan Exe war in der Halle und nahm die Briefe aus dem Postkasten, denn der Postwagen mußte bald kommen. »Fahren Sie jetzt weg, Mr. Donaldson?« fragte er. »Ja. Ich warte nur noch auf Selina.« »Es sieht nicht so aus, als würde sich das Wetter heute halten.« »Das stört doch sicher nicht beim Angeln?« fragte Jay. Exe lächelte. »Hier stört rein gar nichts beim Angeln, mein Lieber. Höchstens meine Nichte, oder? Wissen Sie, Sie sind der erste Gast, den wir je hatten, der für einen Stadtbummel das Fischen sein ließ.« Jay sah Exe nachdenklich an. Was wollte er damit sagen? Was hatte der Bursche vor? War es eine Bosheit, dann war es sicher besser, sie zu überhören; vor allem da hohe Stöckel über den Steinboden klapperten und Selina auf ihn zukam. Sie hatte den Gürtel ihres weißen Trenchcoats fest zugezogen, so daß ihre schmale Taille zur Geltung kam. Das schulterlange, blonde, glänzend gebürstete Haar war ein lieblicher Rahmen für ihr süßes Gesichtchen. Bei ihrem Anblick vergaß Jay alles um sich herum. »Sind Sie fertig? Fein, dann können wir gehen.« Er legte die Hand unter ihren Ellbogen und führte sie zur Tür. Hogan Exe beobachtete sie teuflisch grinsend. Als sie außer Sicht waren, sah er die Briefe durch. Einer ging nach New York, und nach einem lauernden Blick in die Runde schob er ihn in die Brusttasche seiner Tweedjacke. Jay und Selina gingen zum Schuppen, wo die Autos standen. Jay öffnete die Tür des Bentley, damit Selina einsteigen konnte, ging dann um den Wagen herum und setzte sich hinter das

Steuer. Als er den Zündschlüssel eingesteckt hatte, zog er die Brauen zusammen. »Komisch«, sagte er. »Was ist los?« fragte Selina. Er besah sich die Meilenzahl; es war unmöglich, daß er sich irrte. Als er den Wagen gestern abgestellt hatte, zeigte der Zähler zwölf Meilen weniger an. Er deutete auf die Meilenzahl. »Als ich den Wagen verließ, war die Endziffer drei, und jetzt ist sie fünfzehn.« »Wie kann denn das passiert sein?« »Das weiß ich nicht.« Es gelang ihm, zu lächeln. »Vielleicht irre ich mich auch. Und übrigens - was macht das schon aus« Er wußte genau, daß ihn seine Erinnerung nicht trog, aber die Sache war es nicht wert, sich den Morgen zu verderben. Vielleicht war es eine verrückte Angewohnheit von ihm, jeden Abend die Meilenzahl zu kontrollieren, aber wie sich zeigte, war sie gar nicht so nutzlos. Er startete den Wagen, fuhr rückwärts heraus, bis er elegant wenden konnte. Natürlich wollte er das Mädchen beeindrucken, aber Selina schien an seinen Fahrkünsten gar nicht interessiert zu sein; sie strich mit den Fingern zärtlich über die Lederpolster. Als sie auf der Straße waren, wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Ihre Augen glänzten vor Freude. »In einem solchen Wagen bin ich noch nie gefahren«, sagte sie. »Er ist wirklich schön.« In ihrer Stimme klang kein Neid mit, nur Bewunderung. »Gefällt er Ihnen, ja?« »Ihnen doch auch.« »Ich dachte, das Beste ist gerade gut genug für mich.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, da bereute er sie auch schon. Es ist dumm, so etwas zu sagen, wenn neben ihm ein Mädchen saß, das, den Kleidern nach zu urteilen, wenig Geld hatte. »Mögen Sie's, wenn ich schnell fahre?« lenkte er ab. »Ich weiß nicht. Darüber habe ich noch nie nachgedacht.« »Nun, dann probieren wir es aus. Recht so?« Auf der offenen Straße ging er auf siebzig und warf ihr ab und zu einen Blick zu. Selbst bei dieser Geschwindigkeit kam ihr Haar im offenen Wagen nicht in Unordnung, aber ihre Wangen bekamen Farbe und ihre Augen glänzten. »Gefällt es Ihnen?« »Oh, es ist großartig!« Er nahm den Fuß vom Gas, als sie sich einer scharfen Kurve näherten. Langsam fuhr er die gewundene Straße weiter, bis vor ihnen ein einsamer Radfahrer auftauchte. Es war Tarn Bruce, der Polizist. Tarn

warf einen Blick über die Schulter, denn er mußte das Reifengeräusch gehört haben; der Motor selbst lief fast lautlos. Er stieg ab und winkte ihnen zu. »Guten Morgen, Sir, guten Morgen, mein Fräulein.« Er legte einen Finger an die Mütze, als Jay anhielt. »Sind wir zu schnell gefahren?« fragte Jay. »Nein, Sir. Ich wollte nur ein Wörtchen mit Ihnen reden.« Er sah den Amerikaner düster an. »Waren Sie vergangene Nacht mit Ihrem Auto unterwegs?« »Nein, natürlich nicht.« »Ah, schade. Selina, sagen Sie Ihrem Onkel, daß ich heute abend zu ihm komme.« »Ist etwas passiert?« Bruce rückte ein wenig näher und dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern, ungeachtet der Tatsache, daß Berge, Straße und Tal, abgesehen von den drei Anwesenden, völlig verlassen dalagen. »Letzte Nacht waren sie unterwegs!« Selina sah Jay an, dann den Polizisten. »Sie meinen die Wilderer?« »Jawohl.« »Woraus schließen Sie das?« fragte Jay. »Ich hab' sie gesehen!« frohlockte Tarn. Zum erstenmal hatte er einen Beweis, einen absolut sicheren Beweis sogar, daß die Wilderer nicht nur in seiner Einbildung existierten. Unglücklicherweise erachtete sein Vorgesetzter den Beweis nicht als ausreichend, denn er war der Wahrheit gegenüber blind. »Sie haben sie wirklich gesehen?«

»Jawohl!« Der Polizist dämpfte seinen Überschwang ein wenig. »Sie müssen recht gut organisiert sein. Sie sind auf der Straße dahergesaut, mit aufgeblendeten Scheinwerfern, als wäre der Teufel persönlich hinter ihnen her. Ich wollte sie anhalten und verhaften aber dann haben sie umgedreht und sind abgehauen.« Traurig schüttelte er den Kopf. »Eine Meile nur noch, und ich hätte sie gehabt!« »Das ist aber ein Pech.« »Ja. Jawoll. Aber ich krieg sie schon noch, ich krieg sie - Ich wollt nur gern wissen, ob Sie was gehört oder gesehen haben letzte Nacht. Fremde - Schüsse, oder sonst was.« »Um welche Zeit?« »Mitternacht ungefähr.« »Ich nicht, Mr. Bruce. Leider«, bedauerte Jay. »Ich auch nicht«, sagte Selina. »Na gut. Aber ich krieg sie schon noch, ich krieg sie.« Er salutierte, als Jay weiterfuhr. Selina wandte sich nochmals nach ihm um. »Glauben Sie, es stimmt, was er sagt?« »Über die Wilderer? Warum?« »Ach, ich dachte nur so.« Etwas in

ihrer Stimme hinterließ bei ihm ein unbehagliches Gefühl. »Wissen Sie etwas?« »Ich?« Sie lachte. »Guter Gott, nein!« Es war das erstemal, daß er sie lachen gehört hatte, und er wünschte sich brennend, sie möge öfter lachen. »Ich wette, Sie sind der Häuptling dieser Bande«, scherzte er. »Wie konnten Sie das nur erraten?« antwortete sie schlagfertig. »Geheimnisvolle Blondine führt Wilddiebe an«, schlug er als Schlagzeile vor. »Was ist denn an mir geheimnisvoll?« fragte sie ein bißchen verwirrt. »Alles. Ich weiß gar nichts über Sie und möchte doch alles wissen; woher Sie stammen, wer Ihre Verwandten sind - alles.« Er wartete, aber sie schwieg. Er versuchte es noch mal. »Nicht einmal Ihren Akzent kann ich bestimmen.« »Habe ich denn überhaupt einen Akzent?« »Aber natürlich!« »So, ich dachte, ich spräche englisch.« »Dann sind Sie also Engländerin?« »Was glauben Sie denn sonst? Chinesin vielleicht?« Er nahm den Fuß vom Gas. »Sehen Sie, mir ist es ganz gleich, was Sie sind ...« »Vielen Dank, Sie sind sehr tolerant.« Er ärgerte sich wieder mal über sich selbst. Warum packte er es immer falsch an? Und dabei stand er im Ruf, im Umkreis von hundert Meilen seiner Heimatstadt der geschickteste Verhandlungspartner zu sein. Er mußte noch einen Anlauf nehmen. Diesmal wollte er aber diplomatischer vorgehen. Er wandte sich ihr zu; sie sah aufs Tal hinaus, ihre Wangenlinie war vollendet lieblich; ihr blondes Haar umrahmte ihr Gesichtchen. »Verzeihen Sie. Ich wollte eigentlich nur sagen, daß Ihr Akzent nicht schottisch klingt. Manchmal höre ich etwas heraus...« »Ich habe als Kind in Nordirland gelebt«, antwortete sie kurz und setzte sich kerzengerade. Vielleicht war es am besten, dieses Thema überhaupt fallen zu lassen. »Welches Kleid wollen Sie sich kaufen?« fragte er nun. »Ich weiß noch nicht, Mr. Donaldson, und ich werde es auch erst dann wissen, wenn ich es sehe und bezahlen kann.« Das klang sehr reserviert; es würde wohl am besten sein, eine Weile nichts mehr zu sagen. Willie dagegen genoß seinen Ausflug außerordentlich. Selbst wenn er den Gashebel ganz durchdrückte, machte die alte Mühle zwar nicht mehr als sechzig Meilen, aber er fuhr die gleiche Strecke wie in der Nacht vorher mit dem silbergrauen

Bentley, wenn auch nur mit drei Vierteln der Geschwindigkeit und einem Viertel der Bequemlichkeit; doch auch so fuhr er noch viel zu schnell, und wenn er in die Kurven ging, kreischten die Reifen empört auf. Er fand die Fahrt einfach großartig. In der Kurve, die scharf am Abgrund entlangführte, riß er das Steuer so knapp herum, daß die Außenräder sich vom Boden abhoben; es gab einen gewaltigen Plumps, als sie wieder aufsetzten, und die beiden hinteren Türen sprangen auf. Er hielt grinsend an, schloß und verriegelte sie und raste in einem so halsbrecherischen Tempo weiter, als wolle er unbedingt die verlorenen Sekunden aufholen. Mit knapper Not entging er einem Frontalzusammenstoß mit einem entgegenkommenden Wagen, und auch nur deshalb, weil dessen Fahrer schnell und gut reagiert hatte. Am Stadtrand angekommen fuhr er dann sehr gesittet, gab genaue Richtungszeichen und ließ sogar anderen Fahrzeugen freiwillig die Vorfahrt. Vor dem Bahnhofshotel stellte er seine Karre ab und schaute auf seine Einkaufsliste. Nach einer Stunde hatte er alles eingekauft und ging in das Hotel. Vorsichtig schaute er in die Halle, ob niemand da sei. Er suchte etwas. Aber er fand es nicht. In einem Gasthaus, weiter vorn an der Straße, entdeckte er, was er suchte: ein Schreibzimmer. Es war niemand im Raum, und so schlüpfte er schnell hinein und stöberte in den mit Schreibmaterial gefüllten Regalen. Er stopfte einen Stoß Postkarten in seine Taschen und ging pfeifend weg. Jay stellte seinen Wagen ab und sah auf die Uhr. »Gut. In zwei Stunden treffen wir uns hier wieder, außer es ist Ihnen recht, wenn ich Ihnen bei der Wahl Ihres Kleides helfe.« Er sah sie hoffnungsvoll an. »Nein, vielen Dank. Ich weiß, was ich will«, antwortete sie sehr bestimmt. Er berührte zärtlich eine Strähne ihres seidigen Haares, das auf ihrer Schulter lag. »Ich weiß etwas. Warum kaufen Sie sich nicht ein paar Yards Seetang und gehen als Nixe?« Schließlich sollte es ja ein Maskenball sein, wenn Tarn Bruce auch erwähnt hatte, daß nur wenige Masken zu erwarten seien. Sie lachte belustigt, setzte aber sofort wieder eine ernste Miene auf. »Wenn ich schon mal Geld ausbebe, dann will ich auch etwas kaufen, was ich öfter anziehen

kann«, antwortete sie. Am liebsten hätte er ihr ja das Kleid geschenkt, aber den Fehler, das zu sagen, machte er nicht. »Also, in zwei Stunden?« »Eineinhalb.« »Schön. Mir ist gleich, wie es gemacht ist, nur blau muß es sein - Meine Lieblingsfarbe.« »Ja, Sir, ich werde sehen, was sich tun läßt.« Sie sah aus, als wolle sie in ein herzhaftes Gelächter ausbrechen, drehte sich dann aber abrupt um und ging weg. Jay hatte genug mit einem kurzen Spaziergang durch die Hauptstraße. Die Stadt war häßlich, und die Häuser litten alle unter Mangel an Anmut. Die Berge waren zu weit entfernt, um einen eindrucksvollen Hintergrund zu liefern. Trotzdem waren viele Touristen unterwegs. Er setzte sich in den Bentley und wartete auf Selina. Eine Welle von Glück und Ruhe spülte über ihn hin, als er sie mit einem Paket in der Hand kommen sah. Er kletterte aus dem Wagen. »Haben Sie Ihre Einkäufe erledigt?«

Sie nickte, und ihre Augen strahlten. »Schon das erste Kleid, das ich sah!« rief sie. Es hatte zwar mehr gekostet als sie ausgeben wollte, doch das Geld mußte sie eben in den nächsten Wochen wieder einsparen. »Welch eine Farbe? Darf ich es sehen?« »Erst am Freitag.« Er verstaute das Paket auf dem Rücksitz. Sie sah nun ganz anders aus - worin lag eigentlich der Unterschied? Als sei eine Last von ihr abgefallen. »Wie war's mit einer Tasse Kaffee?« »Ja, bitte. Das wäre schön.« Sie gingen ins größte Hotel. Die Kellnerin, eine dunkeläugige, dickliche Person, nahm die Bestellung entgegen und kam wenige Minuten später mit einem beladenen Tablett zurück. Der Raum sah gemütlich aus; er war klein; die Holzvertäfelung war im Laufe der Jahre gedunkelt. Selina zog die Handschuhe aus, um den Kaffee einzugießen, und da sah er wieder an den drei Fingern der rechten Hand die Spuren der Quetschung. »Tun die Finger noch weh?« fragte er besorgt. Aber sofort bereute er die Frage, denn ihr Gesicht erstarrte. Sie versteckte automatisch die Hand. Sie war nun wieder das verängstigte Mädchen, wie er es bei seiner Ankunft in Aarolie kennengelernt hatte. Nach einem Augenblick gespannten Schweigens beugte er sich zu ihr herab, griff nach ihrem Arm und drehte die Hand zu sich

herüber. Mit den Fingerspitzen strich er zärtlich über die Quetschung. »Wie ist das eigentlich passiert?« fragte er leise. Sie versuchte ihm ihre Hand zu entziehen. »Bitte nicht! Es war - es war eine Ungeschicklichkeit.« Doch er wollte die Wahrheit wissen. »Irgend jemand hat Ihnen das angetan, oder?« Seine Stimme klang tief und warm, und er sah ihr fest in die Augen. »Wer war es also?« »Ich - ich war ungeschickt.« Sie war bleich und zitterte, machte aber keinen Versuch mehr, ihre Hand zurückzuziehen. »Das glaube ich Ihnen nicht.« Sie bemühte sich krampfhaft ruhig zu bleiben, und das gelang ihr schließlich auch. »Mein Pech. Ich habe mir die Finger in einer Mausefalle eingeklemmt.« Das klang so wahr, daß er einen Augenblick lang verwirrt war. »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?« Sie errötete und senkte den Kopf. »Das müssen die Gäste ja nicht unbedingt wissen«, flüsterte sie. Jay lehnte sich zurück. Er kam sich wie ein Idiot vor; aber das war im Moment unwichtig. Als sie aus der Stadt hinausfuhren, begann es zu regnen. Jay schloß das Verdeck. Bald waren sie mitten in einem Gewitter. Irgendwie war Jay froh um all den Lärm, den die entfesselten Elemente veranstalteten, denn er machte eine Unterhaltung unmöglich. Der Regen prasselte auf das Verdeck und gegen die Scheiben, und die Blitze zuckten unaufhörlich über den bleigrauen Himmel. Sie hatten nun die Moorniederungen hinter sich. Über die sich zwischen steilen Granitwänden hinziehende Straße spülte der Regen. Ein besonders greller Blitz schien sie fast zu treffen; er warf Selina einen raschen Blick zu. Sie kauerte in der Ecke des Beifahrersitzes; der Sturm schien sie gleichgültig zu lassen. »Alles in Ordnung mit Ihnen?« rief er ihr zu. »Keine Angst vor den Blitzen?« Sie hob gleichmütig die Schultern. »Daran bin ich gewöhnt.« Enttäuscht biß er sich auf die Lippen. Seine ganze Intelligenz schien dahingeschwunden zu sein. Warum benehme ich mich nur so idiotisch? dachte er. Willie hatte Aarolie schon fast erreicht, als er die dicken, grauen Wolken sah, die sich über den Bergen zusammenballten. Er hörte den Donner grollen; die Straße war noch trocken. Das war die letzte Gelegenheit zum Schnellfahren. Er trat den Gashebel durch. Vor ihm war ein

Pünktchen auf der Straße, das er als Tarn Bruce identifizierte, obwohl er noch sehr weit weg war. Der Polizist hatte gerade die Straßengabelung erreicht und träumte auf seinem Rad anscheinend von den Wilderern, die er zu fangen hoffte. Willie kicherte. Dem Kerl würde er schon zeigen, welch brillanter Fahrer Willie Exe war. Willie machte sich möglichst klein hinter dem Lenkrad. Er behielt seine Geschwindigkeit bei, und es sah fast so aus, als würde er die Kurve nicht mehr kriegen und müsse nun den Polizisten zusammenfahren. Im allerletzten Augenblick riß er das Steuer herum, schlitterte in die Kurve, daß die Steine nach allen Seiten flogen und schoß dann die Straße entlang. Laut lachend dachte er an Tams enteistertes Gesicht. Als er auf der Geraden den Wagen wieder abgefangen hatte, hörte er hinter sich ein komisches Geräusch. Die Drahtrolle, die er hinter dem Fahrersitz verstaut hatte, knallte auf die Hintertür, die durch den Aufprall aufsprang. Die Rolle fiel auf die Straße, hüpfte hinter dem Fahrzeug her und rollte schließlich in das Gebüsch am Straßenrand. Nun mußte er anhalten. Grinsend stieg er aus und suchte die Drahtrolle. Tarn kam angeradelt. »Meinen Sie nicht auch, Mr. Bruce, daß ich ein fabelhafter Rennfahrer wäre?« feixte er. »Dir müßt ich eine Strafe aufbrummen wegen rücksichtslosen Fahrens«, brummte der. »Ich bin gar nicht rücksichtslos gefahren, Mr. Bruxe. Ich tu's auch nicht, wenn andere Fahrzeuge unterwegs sind, das wissen Sie selbst.« Aber davon war Bruce nicht überzeugt. Er wußte zwar, daß Willie in der Stadt ein guter und sicherer Fahrer war, aber auf Landstraßen war Willie äußerst waghalsig. Aber für Willie hätte man eigene Gesetze gebraucht. Tarn besah sich die Drahtrolle und half ihm sogar, sie wieder im Wagen zu verstauen. »Wofür ist denn der Draht?« fragte er. »Für den Zaun.« »Ist er beschädigt?« Die Frage klang sehr erwartungsvoll. »Umgefallen, weil er rostig war.« »Oh. Ja. So. Jawoll.« Eigentlich hatte Tarn ja gehofft, er könne endlich eine Spur der Wilderer entdecken, aber dem war nicht so. Er nahm sein Rad. »Sei in Zukunft ein bißchen vorsichtiger«, riet er. Willie war nicht besonders helle, und da hatte es wenig Zweck, ihn hart anzufassen. Vielleicht wäre es

besser, ein Wort unter vier Augen mit Exe zu sprechen. Das könnte ihm sogar einen Extrawhisky einbringen. »Wo warst du denn vergangene Nacht, Willie?« Die blaßblauen Augen sahen ihn ganz unschuldig an. »Um welche Zeit denn, Mr. Bruce?« »Um Mitternacht ungefähr?« »Ich bin schon vor zehn ins Bett gegangen.« »Ah, schön.« Etwas anderes hatte Tarn eigentlich sowieso nicht erwartet. »Warum fragen Sie denn, Mr. Bruce?« »Die Wilderer waren wieder unterwegs, glaub ich.« Er seufzte. »Ah, jetzt hau aber ab.« Zur Burg zurückgekehrt, bedankte sich Selina bei Jay für den Einkaufsausflug und eilte hinweg. Jay sah ihr nach, fuhr dann den Wagen in die Garage und stellte ihn am gleichen Platz ab, an dem er vorher gestanden hatte. Nachdenklich betrachtete er den Tacho. Sollte er sich wirklich geirrt haben? Am besten war wohl, er notierte sich die jetzige Zahl, und wartete den morgigen Tag ab. Als er nach dem Mittagessen seinen Kaffee trank, verdunkelte sich der Himmel wieder. Blitze erhellten das düstere Seepanorama. Die anderen Gäste saßen alle im Speisezimmer und hatten sich damit abgefunden, daß der Tag ohne Fischen verging. Jay wurde zu einer Pokerrunde eingeladen, lehnte aber höflich ab. Er war unruhig und schlechter Laune; vielleicht war es nur das Gewitter, vielleicht aber auch sein Ungeschick mit Selina, das ihn bedrückte. Warum konnte er ihr nur nicht näherkommen? Er ging ins dunkle Gastzimmer, stellte sich ans Fenster und sah in den Regen hinaus, der die Scheiben blank wusch. Es blitzte nun ununterbrochen, und der Donner rollte so laut, als wolle er die Grundfesten der Burg erschüttern. »Das ist aber ein Gewitter!« Die tiefe Stimme klang so nahe an seinem Ohr, daß Jay herumfuhr. Hogan stand neben ihm und sah ihn seltsam an. »Wirklich, ein richtiger Sturm. Gibt es durch solche Unwetter nicht manchmal Schäden?« »Nicht mehr, seitdem wir den Blitzableiter haben.« Hogan rauchte eine Zigarre und genoß offensichtlich ihr Aroma. »Wissen Sie, wenn es so gießt, sind wir froh, daß wir ein ganzes Stück über dem Seespiegel liegen.« Er blies langsam den Rauch von sich. »Solche Burgen hat man gebaut, damit sie ewig stehen. Sie ist siebenhundert Jahre alt, und sie wird noch weitere

siebenhundert Jahre dastehen.« Hogan warf dem Amerikaner einen Blick aus den Augenwinkeln zu. »Das beeindruckt Sie anscheinend?« »Alles von Menschenhand Geschaffene, das solche Dauerhaftigkeit besitzt, beeindruckt mich«, antwortete Jay. Exe nickte und wartete, bis das Grollen des Donners verhallt war, ehe er weitersprach. »Ja, sicher. Obwohl - Es ist komisch.« Ein greller Zickzackblitz schien nahe dem Seeufer ins Wasser gegangen zu sein; der nachfolgende Donner hörte sich wie die Explosion einer Bombe an. »Wie bitte?« Jay hatte Exes Antwort nicht verstanden. »Ich sagte, es sei komisch«, antwortete Hogan ungerührt. »Diese Burschen haben Gebäude errichtet, die Jahrhunderte überdauern sollten, und wußten selbst nicht, ob sie das Ende der Woche noch überleben würden.« »Sie bauten für *ihre* Sicherheit. Mehr wollten sie wohl nicht. Und das ist es auch, was wir wollen.« »Sicherheit? Ja, natürlich. Sie haben recht, Mr. Donaldson, wir alle suchen sie. Aber nur wenige Menschen sind so vom Glück begünstigt wie Sie, Sir.« »Vom Glück begünstigt?« fragte Jay betroffen. »Bei dem, was ich getan habe, war wenig Glück. Ich mußte für alles, was ich verdiente, hart arbeiten. Schufteten wie ein Sklave, schlimmer als jeder Leibeigene, oder wie ihr die nennt, die hier vor Jahrhunderten ihren Schweiß vergossen haben.« Hogan beschäftigte sich intensiv mit der Asche seiner Zigarre. »Glauben Sie an das Schicksal, Sir, an Glück und Unglück?« Jay setzte schon zu einer Antwort an, schluckte sie dann aber hinunter. Er dachte einen Augenblick über die Frage nach. »Ich leugne nicht«, meinte er schließlich nachdenklich, »daß es so etwas wie Glück gibt. Aber wie kann ein Mensch sich von diesen Dingen abhängig machen und erwarten, daß das, was er sich wünscht, in Erfüllung gehen muß.« »Ein guter Standpunkt, Sir - Zuerst muß man wissen, was man will, und dann sich darum bemühen, um es zu bekommen, eh?« »So ungefähr.« »Gut - Aber was ist dann, wenn man alles tut, was in seinen Kräften steht, und das Glück ist gegen einen?« Dieses Argument widersprach dem, was Exe erst kürzlich über die Kapitalisten gesagt hatte. Was würde er wohl antworten, wenn er ihn daran erinnerte? Aber bevor er noch den Mund öffnen konnte,

betrat Mrs. Exe den Raum. Sie kam strahlend auf die beiden Männer zu. »Ist das nicht ein herrliches Gewitter?« Sie hatte ein Strickzeug bei sich, setzte sich in einen Stuhl am Fenster und legte ihre Wolle zurecht. »Hogy, Liebling, ich hätte so gern eine Tasse Tee. Mr. Donaldson sicher auch, nicht wahr?« Sie sah ihn an, und ihr Lächeln vertiefte die Runzeln in ihrem Gesicht. »Sie sagen doch sicher nicht nein?« »Ganz im Gegenteil, das wäre köstlich.« »Ausgezeichnet. Hogy, Lieber ...?« Ohne ein Wort zu sagen, ging er weg. Sie tätschelte den Stuhl neben dem ihren. »Nun, so setzen Sie sich doch, mein Junge.« Liebevoll sah sie ihn an. »Es wäre >köstlich<, sagten Sie; das klang beinahe genauso wie bei einem Engländer.« »Soll ich das als Kompliment auffassen?« Sie blinzelte ihm zu. »Nun, machen Sie sich nur nicht über eine arme, alte Frau lustig. Ich habe es ehrlich gemeint. Sie haben doch englisches Blut in Ihren Adern? Verwandte vielleicht?« Sie klapperte eifrig mit den Stricknadeln und schien auf das Muster gar nicht aufpassen zu müssen. »Mein alter Großvater war schottischer Abkunft. Vermutlich war das die letzte Verbindung, die ich zu England hatte.« »Ach ja, ich glaube, Hogy erzählte mir, daß Ihre Vorfahren aus diesem Landesteil stammen.« Sie schüttelte den Kopf. »War es wirklich Hogy? Ich weiß es nicht mehr genau. Doch mich können Sie eigentlich nicht recht davon überzeugen, daß Sie sonst keinerlei Beziehung zu diesem Land haben.« »Warum nicht, Mrs. Exe?« »Weil Sie zu - zu liebenswürdig sind. Deshalb.« Jay lachte. »Das hat noch kein Konkurrent von mir behauptet.« »Dann haben die Sie nicht gekannt.« Ober die Ränder ihrer Brille lächelte sie ihn wohlwollend an. »Andererseits können Sie doch unmöglich Vorfahren aus dieser Gegend haben, denn die alten schottischen Sippen waren schrecklich. Einfach grauenhaft!« »Ich weiß. Mein alter Großvater erzählte mir oft von den Sippenkämpfen. Ich glaube, damals wurde viel Blut vergossen.« »Mein lieber Junge, ich vermute Sie haben nur ein Hundertstel von dem gehört, was damals los war. Sogar in dieser Burg ...« Sie schwieg abrupt, so als habe sie schon zuviel gesagt; aber nun hatte sie seine Neugierde geweckt. »Ist hier auch etwas

passiert?« Mrs. Exe legte ihr Strickzeug auf den Tisch und sah ihn düster an. »Mr. Donaldson, wenn Sie einiges von den Dingen wüßten, die hier geschehen sind, dann würde Ihnen das Blut in den Adern gerinnen.« Mit bitterer Miene begann sie wieder zu stricken und prüfte das Muster nach. »Ach, war das ein herrlicher Blitz! - Wissen Sie, bei Gewittern sehe ich so gern zu. Ich sehe die entfesselte Gewalt da draußen, und habe hier herinnen Sicherheit und Gemütlichkeit.« Jay hätte ihr am liebsten den faltigen Hals umgedreht. »Mrs. Exe, *was ist hier vorgegangen?*« »Hier?« Das klang verwundert, und ihre Miene drückte Verständnislosigkeit aus. »Sie sagten doch eben, daß hier, in dieser Burg, auch einiges los gewesen sei.« »Fragen Sie Hoky. Der weiß alles über die Geschichte von Aarolie.« Und damit mußte er sich zufriedengeben, bis Exe, einen Teewagen vor sich herschiebend, zurückkehrte. Die alte Frau stieß einen entzückten Schrei aus. »Ach, der Tee!« Einen Augenblick lang hatte Jay den Eindruck, Gast der Familie zu sein. Mrs. Exe entwickelte geradezu hinreißenden Charme, als sie die Teetassen füllte und herumreichte. Früher, bevor er nach Schottland kam, hatte er sich nicht viel aus dem Zeug gemacht, aber jetzt kam er allmählich auf den Geschmack. Als alle versorgt waren, lächelte Mrs. Exe ihren Sohn liebevoll an. »Ich erzählte Mr. Donaldson, daß Aarolie eine recht interessante Geschichte hat.« »Ja, das stimmt.« Jay war entschlossen, sie kennenzulernen. »Und sie scheint recht düster zu sein«, fügte er hinzu. O ja, das *ist sie*. *Es* kamen entsetzliche Dinge vor - nehmen wir nur mal Robert II. Er war der Bursche, unter dem die Burg hier erbaut wurde. Eigentlich hatte sein Vater schon mit dem Bau begonnen, aber der hatte nur noch den Anfang mit erlebt. Der alte Rabbi! Das war ein Kerl! Dieses Zimmer, in dem Sie jetzt schlafen, Mr. Donaldson - unmittelbar darüber liegt der Saal, der früher die große Speisehalle genannt wurde.« »Im zweiten Stock?« Jay sah den Mann mißtrauisch an. »Ich weiß, das ist ungewöhnlich, aber es gab einen Grund dafür - der alte Rabbi setzte seine Gäste so um den Tisch am Fenster, daß jeder sich direkt über seinem eigenen Zimmer befand. Wenn sie gegessen hatten, brachten sie stets ihre Toaste vor, und wenn

sie dann vor lauter Zuprosten und Hochlebenlassen nicht mehr recht sicher auf ihren Beinen standen, gab er seinen Helfershelfern ein Zeichen; daraufhin senkte sich die Hälfte des Fußbodens und stellte sich so schräg, daß alle Gäste in die Tiefe rutschten.« Hogan lachte vergnügt in sich hinein; die Begeisterung verklärte sein Gesicht. »Sie fielen alle in ein Loch, das geradewegs nach unten in die Verliese führte - achtzig Fuß tief auf den Granitboden.« Jay sträubten sich vor Entsetzen die Haare und eine Gänsehaut überlief ihn, als er sich die grauenvolle Szene vorstellte. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Und was geschah dann?« »Rabbis Leute nahmen die Leichen auf, plünderten sie aus und schleppten sie zu einer Art Rutschbahn, die in die Felsen gehauen war. Sie führte zum See hinunter.« Exe lehnte sich zurück und beobachtete die Wirkung seiner Geschichte. »Keine schlechte Idee, um sich unerwünschter Gäste zu entledigen, oder?« »Abscheulich!« Exe schüttelte sich vor Lachen. »Vielleicht sind es die vielen Leichen, die die Forellen so groß und dick machen, Mr. Donaldson. Es muß doch sicher einen Grund dafür geben, daß sie so riesengroß werden.« Jay fand diese Bemerkung gar nicht spaßig. Er warf Mrs. Exe einen Blick zu, doch die sah völlig gleichmütig drein; ja, sie lächelte sogar vor sich hin und strickte eifrig weiter. »Das ist keine gute Geschichte«, sagte Jay indigniert. »Vielleicht nicht, aber sie ist wahr, Sir«, versicherte Exe. »Damals wußten sie genau, wie sie mit der Konkurrenz umzugehen hatten. So würden Sie doch sagen, oder?« »Gibt es diese Falle noch?« fragte Jay und tat so, als ob er den letzten Satz nicht gehört habe. »Nein, der Fußboden ist vollständig verfault. Ich mußte diesen Teil der Burg absperren, damit die Leute nicht aus Neugierde dorthin kommen und hinunterfallen.« »Und das Loch, das in die Verliese ging?« Mrs. Exe sah ihn mit ihren wäßrigen Augen mißbilligend an. »Ich versichere Ihnen, Mr. Donaldson, öfter als einmal im Monat werfen wir da keine Leichen hinunter«, antwortete sie pikiert. Spät am Abend war der Sturm abgeflaut und der Himmel wieder klar; die Sterne strahlten wie frisch geputzt, aber es stand kein Mond am Himmel. Jay

ging ein wenig vor der Burg auf und ab und schnupperte genußvoll den scharfen Geruch des Torfes und feuchten Ginsters. Er sah auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr; Selina mußte nun gleich die Bar übernehmen. Als er fünf Minuten später durch die Eingangshalle ging, rief Exe ihn. »Einen Augenblick bitte, Mr. Donaldson!« Hogan stand hinter dem Empfangstisch, und Jay schlenderte zu ihm hinüber. »Was ist los?« »Nichts, Sir!« Exe lächelte und zeigte seine weißen Zähne. »Was soll denn los sein? Mir fiel nur etwas ein, das Sie vielleicht interessieren könnte.« Er öffnete eine Schublade des Schreibtisches und nahm eine Postkarte heraus, die er dem Amerikaner hinhielt. »Würden Sie bitte unterschreiben?« Jay nahm die Karte; es war eine von jenen, die Willie auf seiner Einkaufstour im Hotel geklaut hatte. Sie war ziemlich dick und trug die Aufschrift: >Ici bin in<; darunter las er bunt eingerahmt die Worte: *Die Ungeheuer vom den in Aarolie*. Die letzten beiden Zeilen lauteten: *Mischen ist hier wundervoll. Ich wünschte, Sie wären hier.*< Es folgten etliche Pünktchen für die Unterschrift. »Ich dachte, Sie würden vielleicht jemandem eine solche Karte schicken wollen, Sir.« Hogan grinste. »Reklame - wissen Sie. Ich habe sie eben erst aus der Druckerei bekommen. Sie unterschreiben nur, wir zahlen das Porto. Irgendwie muß man ja zu neuen Kunden kommen.« Einen Augenblick lang zögerte Jay. In ganz England kannte er nicht einen einzigen Menschen; es kam höchstens von zu Hause jemand in Frage. Er nahm seine Füllfeder heraus und änderte die letzte Zeile ab: >Ich bin froh, daß Sie nicht hier sind<; dann unterzeichnete er sie, schrieb die Adresse des Mannes darauf, dem er sein Geschäft verkauft hatte und reichte sie Exe. »Vielen Dank, Sir. Ich werde die Marke draufkleben.« Lächelnd sah er Jay nach, der zur Bar ging und beschäftigte sich weiter mit der Postkarte. Er trug sie in die Küche, hielt sie über einen Dampfkessel und löste den bunten Rahmen ab, der die Worte trug: *Die Ungeheuer vom Glen in Aarolie*. Nun hieß die Aufschrift: >Ich bin in MacIntyre, Hotel zur Armee. Fischen ist hier wundervoll..< Sollte sich also Jay Donaldson sozusagen von der Welt zurückziehen - und es fiel jemandem ein,

Nachforschungen anzustellen -, die Karte würde erst drei oder vier Tage später in den Postkasten gelangen, nachdem der Amerikaner angeblich Aarolie schon verlassen hatte. Hogan lachte in sich hinein. Es hatte schon seine Reize, Spuren zu verwischen! Tat man das sorgfältig genug, dann konnte niemals etwas schiefgehen. Er versperrte die Karte in seinem Schreibtisch, bevor er zur Bar ging. Der Amerikaner saß auf einem Hocker und unterhielt sich angeregt mit Selina; sie schienen »ich über etwas zu amüsieren, denn sie lachten. Als sie aber Exe sah, trat sie einen Schritt zurück und wurde sofort wieder so reserviert wie früher. Jay warf dem Mann einen erstaunten Blick zu. Das Mädchen schien sich vor seinem Onkel irgendwie zu fürchten; aber Exe war doch ein recht freundlicher Mensch, abgesehen von einigen seltsamen Angewohnheiten; so konnte er zum Beispiel in schallendes Gelächter ausbrechen, wenn gar kein Grund dafür vorhanden war. »Fragen Sie Ihren Onkel, was er trinken will«, bat Jay. »Ja, Sir.« Sie tat, worum Jay sie gebeten hatte und servierte Hogan, geschickt wie immer, den verlangten Whisky. Doch sie schien immer noch ängstlich zu sein. Es waren ansonsten nur noch zwei Gäste in der Bar, und es sah nicht so aus, als wollten sie noch lange bleiben; der eine gähnte und streckte sich schon, als bereite er sich bereits auf das Zubettgehen vor. Hogan nahm den Hocker neben Jay. »Auf Ihr Wohl!« sagte er, hob sein Glas und leerte es bis auf einen kleinen Rest. »Wollen Sie morgen wieder versuchen, einen der Riesen vom Glen zu fangen?« »Glauben Sie, daß es Sinn hat?« »Ich würde sagen, der See ist ganz in Ordnung.« »Gut, dann werde ich's versuchen.« »Schön - Selina, schenke bitte Mr. Donaldson noch mal ein.« »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann würde ich lieber nichts mehr trinken. Ich habe mein Tagesquantum schon erreicht.« Exe musterte ihn spöttisch. »Auf der Höhe bleiben und so?« »Ungefähr so.« »Der Meinung bin ich nicht, fürchte ich. Ich glaube, das habe ich Ihnen schon mal erklärt. >Nimm, was du kannst, solange du kannst.< Das ist mein Motto. Man weiß doch nie, ob man den nächsten Morgen noch erlebt.« Er schob sein Glas weg. »Ich hoffe, Sie werden mir keinen Korb geben, wenn ich Sie zu

meinem Spezialgetränk einlade; ich trinke auch mit.«
»Spezialgetränk?« Hogan blinzelte vielsagend. »Das ist wirklich ein Tröpfchen. Hochprozentig. Sie werden hernach schlafen wie ein Säugling.« »Da kann ich, glaube ich, nicht widerstehen.« »Es wäre eine Beleidigung, wenn Sie das täten, wirklich - ich bestehe darauf, daß Sie's einmal versuchen.« Jay lachte. »Nicht um alles in der Welt möchte ich Sie beleidigen, Mr. Exe.« »Gut.« Hogan stand auf. »Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß nur rasch nach den anderen Gästen sehen; vielleicht will jemand noch etwas.« Er verließ die Bar, ging den Korridor entlang und in die Eingangshalle. Von der anderen Seite her erschien Mrs. Exe. Sie hatte den Kopf gesenkt und murmelte vor sich hin. Fast wäre sie gegen ihren Sohn geprallt; sie schrie leise auf. »Hogy, da hast mich furchtbar erschreckt.« »Tut mir leid, Mutter.« Er trat zur Seite, um sie vorbei zu lassen, doch sie packte seinen Arm und sah sich rasch um, ob niemand in der Nähe sei. »Draht?« »Wie bitte?« »Dieser Willie!« Exe seufzte. »Was hat er denn schon wieder angestellt?« fragte er resigniert. Aber statt einer Antwort drehte sich Mrs. Exe um, winkte ihm, er solle ihr folgen, und ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Sie führte ihn hinunter in die Verliese und in den Kellerraum, wo die Rampe, der Steinhafen und die sargähnlichen Drahtkörbe waren. Auf einem kleinen Tisch in der Ecke des Verlieses stand die Drahtrolle, die Willie mitgebracht hatte. Mrs. Exe hielt Hogan das lose Drahtende hin. »Sieh dir das mal an.« Er bog es um die Finger. »Das ist nicht die richtige Stärke«, stellte er fest. »Genau. Viel zu dünn. Damit könnte man nicht mal eine Fledermaus fesseln.« »Hast du es ihm gesagt?« »Ja, er meinte, er habe es nicht bemerkt.« Sie schüttelte betrübt den Kopf. »Manchmal, Hogy, mache ich mir wirklich Sorgen um den Jungen. Er hat keine Spur von Hirn in seinem Kopf.« »Aber Mutter!« »Ja, das ist wirklich so. Er schlägt ganz seiner Mutter nach, und ich habe dich oft genug gewarnt! Ich hab' dir gesagt, daß sie nichts taugt.« »Mutter, laß doch endlich dieses Thema fallen«, antwortete er müde. »Er muß ihn zurücknehmen und gegen die richtige Sorte eintauschen.« »Und wenn wir ihn doppelt

nehmen?« »Das wäre Verschwendung. Ausgeschlossen.« Sie konnte es absolut nicht begreifen, daß ihr Sohn einen solchen Vorschlag zu machen wagte. »Hogy, ich muß schon sagen ...« »Das war ja nur ein Vorschlag.« »Nun, dann denk lieber noch mal nach.« Ihr Mißmut schwand plötzlich. »Hast du den letzten Scheck von Mr. White schon kassiert?« »Nein - aber das werde ich morgen tun und auch den Draht umtauschen.« »Meinst du, es ist sicher genug, ihn in MacIntyre einzulösen?« »Natürlich. Dort habe ich bisher noch keinen eingelöst.« »Gut. Das wäre also erledigt.« Sie sah ihn liebevoll an. »Weißt du, ich muß mit meiner Arbeit weiterkommen. Ich brauche mindestens ein paar Tage, um einen solchen Drahtkorb zu flechten, und man muß ja auch immer genügend Vorrat haben. Ich habe es nicht gern, wenn nichts mehr da ist.« »Morgen nachmittag bekommst du das Zeug, Mutter.« »Du bist ein guter Sohn.« Hogan sah ihr nach. Unter der Tür drehte sie sich nochmals um und winkte ihm zu. Er starrte ins Leere, strich sich über den Bart und überlegte, was er eigentlich vorgehabt hatte. Ach ja, er wollte mit seinem Dauergast reden. White war überglücklich, wenn er Gesellschaft bekam; selbst wenn es nur Mr. Exe war, dessen Unterhaltung manchmal in einen polternden Monolog ausartete. »Hallo, Mr. Exe«, begrüßte White ihn, und obwohl er nur allzu gern weitergeredet hätte - irgend etwas, weil er so froh war, zu jemandem reden zu können -, wartete er; denn sagte er etwas Falsches, so würde Mr. Exe wieder weggehen. Aber Exe war diesmal guter Laune.

»Sie haben es doch gemütlich, Mr. White? Man kümmert sich doch hoffentlich ordentlich um Sie?« »Keine Klagen«, beeilte sich Mr. White zu antworten, »keine Klagen.« »Nun, hier ist es doch auch ganz hübsch und trocken, nicht wahr? Wenn ich an dieses Gewitter heute nachmittag denke. Ich kann Ihnen sagen, Sie haben Glück gehabt, daß Sie nicht draußen sein mußten. Einfach grauenhaft!« Hogan setzte sich bequem auf die Tischkante und sah seinen Gefangenen freundlich an. »Sagen Sie, was machen Sie eigentlich den ganzen Tag?« Da konnte sich White nicht mehr zurückhalten. »Ich habe Tennis gespielt!« rief er, »Tennis!« Er quiekte fast; seine Stimme

brach plötzlich ab. Er begann leise zu weinen. »Sie müssen auf sich aufpassen, mein Lieber«, riet Hogan ernsthaft, »Es ist gar nicht gut für Sie, sich so abseits zu halten, so in sich gekehrt zu sein - Sie sollten sich mehr für einige Dinge interessieren.« »Ich möchte sterben«, schluchzte White. »Aber ich will nicht, daß Sie sterben, Mr. White. Mir liegt daran, daß Sie ein hohes Alter erreichen.« Er sah sich im düsteren Verlies um. »Ja, vermutlich ist es hier unten ein bißchen zu ruhig - Sagen Sie mir, hätten Sie gern Gesellschaft?«

Das Schluchzen horte plötzlich auf. Whites tränenüberströmtes Gesicht wandte sich dem bärtigen Mann zu; die widersprechendsten Gefühle zeichneten sich darauf ab. »Einen Gesellschafter?« Das Flüstern hallte geisterhaft durch das Verlies.

»Ich habe schon darüber nachgedacht. Es gibt nur eine Schwierigkeit: Es ist nicht leicht, den richtigen Gast zu finden.« »Sie wollen wirklich einen herunterbringen? Armer, unglücklicher Mensch - lieber sterbe ich, ehe ich das mit ansehe.« »Ich glaube, Sie hätten gern einen Gesprächspartner.«

»Nein. Ich möchte nur etwas zu lesen.« »Das ist ganz einfach. Wenn ich Ihnen einige Bücher oder Zeitschriften besorgen soll, brauchen Sie mir nur das Geld dafür zu geben.« »Sie wissen doch, daß ich kein Geld habe!« rief White. »Sie nehmen mir doch jeden Penny ab. Alles, alles haben Sie mir genommen!« Hogan stand auf und sah mißbilligend den ausgemergelten Mann an. »Das ist eben das Ärgerliche heutzutage. Jeder will etwas haben, ohne dafür zu bezahlen. Wenn Sie sich etwas nicht leisten können, dann müssen Sie eben darauf verzichten. Ich mußte mein ganzes Leben lang auf vieles verzichten, weil ich mir nicht leisten konnte.« Er sprach jetzt ziemlich barsch; dann, nach einer kleinen Pause fuhr er so sanft fort, als spreche er zu einem Kind: »Verstehen Sie denn nicht, Menschenkind! Wenn man mir eine Chance gegeben hätte - aber ich hatte keine. Dafür hat man schon gesorgt. Aber eines Tages werde ich es der Menschheit verkünden. Alle Menschen werden mir lauschen,

und ich werde es ihnen erklären. Ja, wenn ich mich nur verständlich machen könnte - dann bliebe kein einziger Kapitalist mehr übrig. Sehen Sie, ich würde jedem den letzten Penny abnehmen - allen.« Seine Augen blitzten vor Erregung. »Verstehen Sie denn nicht, Menschenskind?« Seine tiefe Stimme dröhnte durch das Gewölbe; er geriet immer mehr in Ekstase und lief mit langen Schritten auf und ab. Das dumpfe Echo machte seine Worte fast unverständlich. White wandte sein Gesicht ab und schloß die Augen; er versuchte vergeblich, sich diesem Menschen und seinem Geschrei zu entziehen. Das alles hatte er nun schon allzuoft gehört. Willie hüpfte auf seine Kojе, rückte seine Matrosenmütze zurecht, legte sich zurück und griff nach dem Mechanismus über seinem Kopf. Er manövrierte so lange, bis ein Teil durch das Fenster ragte. »Periskop ausgefahren!« Er drehte das Handrad, bis sich das Rohr draußen hob. Willie preßte das Auge an den Sucher, sah, wie die Dunkelheit schwand und lugte durch den Spalt im Vorhang von Selinas Fenster. Der Anblick war enttäuschend. Selina saß voll angekleidet an ihrem Toilettentisch; sie dachte gerade nach und schrieb dann in ihr Tagebuch: *Ein wundervoller Tag; ich war so verschwenderisch, mir ein Kleid zu kaufen, ich* - Sie tauchte kurz die Feder ins Tintenfaß und schrieb weiter: *Aber es macht nichts, denn es ist sein Geld wert. Und wer weiß?* - Sie legte die Feder weg, löschte die Schrift ab, schraubte das Tintenglas zu und dachte über das nach, was sie eben geschrieben hatte. Im Schrank hing das neue Kleid. Es war ein Modell und wunderhübsch. Der Ladenbesitzer hatte es ihr billiger gegeben, denn es war eine so winzige Größe, daß er Schwierigkeiten gehabt hätte, es zu verkaufen. Aber selbst so war es für sie noch viel zu teuer. Selina stand auf, ging zum Schrank und öffnete ihn. Sie nahm das Kleid heraus und hielt es sich an den Körper. Von ihrem Platz aus konnte sie sich im Spiegel betrachten; sie drehte sich nach allen Seiten. Der Chiffon war duftig und von zartem Blau. Sie widerstand der Versuchung, es anzuziehen und hängte es zögernd zurück. Einen Augenblick lang musterte sie noch ihre alltägliche Aufmachung. Dann kleidete sie sich aus. Willie, in seiner

Koje im Stockwerk darunter, leckte sich die Lippen. Er schraubte am Okular herum. »Ziel im Visier, Admiral«, sagte er und lachte häßlich. Zehn Minuten später kletterte Selina in ihr Bett, warf dem Schrank noch mal einen liebevollen Blick zu und knipste die Lampe aus. Willie kurbelte das Periskop herunter und zog es ein. Was sollte er jetzt tun? Unruhig lief er in seinem Zimmer umher, aber es fiel ihm nichts ein. Er ging in den Korridor hinaus und zum Zimmer des Amerikaners. Dort lugte er durch das Schlüsselloch., aber er sah kein Licht. Als er eine Weile gelauscht hatte, schlich er die Treppe hinunter zum Büro seines Vaters. In der Ecke des Raumes war ein Kleiderrechen, an dem Hogan seine Überkleider aufhängte. Hinter einer Tweedjacke und einem Regenmantel lehnte ein dicker Spazierstock. Vorsichtig zog Willie diesen heraus und trug ihn zum Tisch. Das Ding war nicht das, was es zu sein vorgab. Das Innere des Stocks war hohl und verbarg einen Flintenlauf, der dicke Griff den Schießmechanismus. Willie legte den Stock über seine Schulter und zielte auf die verschiedenen Fische in den Glasbehältern an den Wänden. Dann schraubte er den Griff ab, legte den Lauf frei und zog aus der Höhlung ein kleines Zielfernrohr, das er am Lauf befestigte. Der Spazierstock war also in Wirklichkeit eine Schrotflinte, mit der man ein Tier aus etwa tausend Yards Entfernung treffen konnte. Wilderer benutzten sie hauptsächlich.

Willie machte es wenig Spaß, nur zu zielen; er hatte das Spielchen bald satt. Er setzte den Spazierstock wieder so zusammen, wie er ihn vorgefunden hatte und verließ das Büro. Vielleicht wäre eine kleine Autotour unterhaltsamer. Er schlüpfte also durch das Tor und blieb lauschend stehen. Alles war ruhig; er schlich zur Garage. Er hatte sie schon fast erreicht, als jemand ihn ansprach: »Willst du ein Rennen machen, Willie?« Es war der Amerikaner, der aus dem Schatten der Burgmauer heraustrat und nur zwei Schritte von ihm entfernt stand. Willie rollte vor Schreck die Augen und brauchte einige Zeit, um sich wieder zu fangen. »Ein - ein Rennen?« Donaldson kam näher. Je öfter er den Jungen sah, desto weniger mochte er ihn. »Du hast doch hoffentlich nicht

vorgehabt, dir meinen Wagen auszuleihen, oder?« Seine Vermutung traf zu, denn Willie zuckte so zusammen, daß es gar keine Frage mehr geben konnte, wer in der vergangenen Nacht den Bentley gefahren hatte. »Ihren - Ihren Wagen nehmen, Admiral?« Willies Gesicht war totenblaß, als er versuchte, ein unschuldiges Lächeln aufzusetzen. Jay sprach ruhig, ohne jede Erregung, aber gerade das betonte die Nachdrücklichkeit. »Hör mir mal zu, Willie, ich will dich nur warnen. Sollte ich wieder feststellen, daß du an meinem Wagen warst, dann wirst du das bedauern. Verstanden? Ich glaube wirklich, daß du es bedauern wirst.« Er sah Willie einen Augenblick lang scharf an, drehte sich um und ging zurück zum Burgeingang. Dann lächelte er. Der Bursche würde es gewiß nicht noch einmal versuchen. Willie sah dem Amerikaner nach, der in der Dunkelheit verschwand. Er ballte die Fäuste und schüttelte sie, dann stach er mit zwei ausgestreckten Fingern in die Luft und streckte die Zunge heraus. Willie hielt es für klüger, zu schweigen und sich mit aggressiven Gesten zufriedenzugeben. Der Yankee konnte ihn im Schutz der Dunkelheit noch immer beobachten; er begnügte sich also mit gehässigen Grimassen, stieß mit dem Fuß die Steine vom Kiesweg und trottete schließlich langsam davon. »Eines Tages, und das bald«, versprach er sich selbst, als er weit genug weg war, »eines Tages reiße ich dir noch die Gedärme heraus, Brüderchen.« Kaum eine Minute nachdem Jay sein Zimmer aufgesucht hatte, klopfte es an der Tür. War es Willie, der sich rechtfertigen oder entschuldigen wollte? Nein, es war Hogan, der auf seine Aufforderung hin eintrat. »Werfen Sie mich hinaus, Mr. Donaldson, wenn ich Ihnen lästig bin«, begann Exe. »Aber wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich gern mit Ihnen sprechen.« »Und worüber? Über Willie vielleicht?« Hogan sah erstaunt drein. »Nein, warum denn?« »Na, gut. Wenn es nicht allzu lange dauert.« Jay schlüpfte aus seiner Jacke und lockerte die Krawatte. »Ich hoffe doch, Sie fühlen sich hier wohl, Sir?« Jay unterbrach seine Beschäftigung und starrte den Mann an. »Aber deshalb sind Sie doch nicht gekommen?« »Nun ja. Sir - nein.« Hogan sah sich im Zimmer um. »Gehen Sie morgen fischen, Sir?«

»Natürlich. Sie sagten doch, das Wasser sei in Ordnung.«
»Das ist auch sicher der Fall, Sir.« »Nun, dann gehe ich auch fischen.« »Es tut mir leid, daß ich Sie nicht begleiten kann. Ich habe morgen ein paar Dinge zu erledigen. Wissen Sie - dringender Nachschub.« Jay zog sein Hemd aus und einen seidenen Morgenrock an. Was, zum Teufel, wollte Exe eigentlich von ihm? Wollte er sich vielleicht Geld pumpen, um Lebensmittel einzukaufen? »Nun, was ist?« Hogan wand sich ein wenig und suchte nach Ausflüchten. »Ich komme gleich auf die Sache zu sprechen, Sir. Sie sagten doch, daß Ihnen das Hotel gefällt. Und die Angelmöglichkeiten gefallen Ihnen doch auch, oder?« »Ich kann nicht klagen.« Jays Ton klang ein wenig barsch, denn er wollte Exe gern loshaben. »Nun, Sir, ich muß auch zugeben, daß ich - daß wir - wir Sie gern hier haben. Nichts würde uns besser passen, als Sie als Dauergast hier zu haben.« »Was?« Jay lachte laut auf. »Nein, nicht um die Welt, Mann! Ich bin nur auf Urlaub hier.« »Das ist mir klar. Was ich eigentlich sagen wollte - hätten Sie Lust, die Fischrechte für ein ganz bestimmtes Stück Wasser zu kaufen?« sprudelte er heraus. »Ich meine, wenn Sie erst *einmal* hier waren, dann werden Sie sicher immer wieder zum Angeln hierherkommen.« »Wahrscheinlich ja, aber ...« »Ich sage Ihnen das nur, damit Sie sich's überlegen können, Sir. Es wäre Ihr privates Fischwasser, wo Sie ganz ungestört sind«, beeilte sich Exe hinzuzufügen. Auf die Idee wäre Jay niemals gekommen, aber nachdem die Frage nun einmal gestellt war, erschien sie ihm gar nicht mehr so unerfreulich. »Haben Sie das schon öfter gemacht?« »O ja, eine ganze Reihe von Herren hat eigenes Fischwasser.« Hielt Exe ihn für einen reichen, einfältigen Amerikaner, der sich so ohne weiteres schröpfen ließ? »Und was würde das kosten?« fragte er. Hogan zögerte, als überlege er noch, welche Summe er nennen solle. Dann lächelte er. »Billig ist es gerade nicht.« »Das habe ich auch nicht erwartet.« »Aber andererseits ist es gar nicht so teuer. Von den anderen Herren hat sich noch kein einziger beklagt.« Sein Lächeln wurde geradezu betörend. »Nicht ein einziger.« Jay reichte es nun allmählich. »Sagen Sie mir endlich, welchen Betrag Sie sich gedacht haben, Mr.

Exe, dann kann ich die Sache überschlafen.« »Nun ja, Sir. Aber bevor ich darauf zu sprechen komme - es gibt noch einen Punkt. Ich weiß nicht, wie gut Sie sich mit den britischen Einkommensteuern auskennen, Mr. Donaldson, aber sie sind sehr hoch, das dürfen Sie mir glauben.« Der Amerikaner begriff sofort. »Also ein Bargeschäft?«

»Das ist so üblich.« »Weiter.« »Sagen wir - zehntausend Dollar?« Jay lachte erbost. »Sie können weiterreden, was Sie wollen, Mr. Exe. Was ich Ihnen jetzt sage, ist: Gute Nacht!«

Später, als Jay in seinem Kastenbett lag, dachte er nochmals über das Angebot nach. Er starrte in den gepolsterten Himmel hinauf und überlegte. Doch dann wischte er das Gespräch aus seinem Gedächtnis und griff nach dem Buch, das er schon zur Hälfte gelesen hatte. Am nächsten Morgen brach Hogan sehr früh auf, bevor noch einer der Gäste sich rührte. Das Wetter versprach warm und sonnig zu werden. Er hörte seiner Mutter geduldig und in bester Laune zu, als sie ihm erklärte, was, wie und wo er einkaufen müsse. »Gut, Mutter«, sagte er schließlich, »ich werde mich bemühen, keinen Fehler zu machen.« »Hast du den Mietscheck von Mr. White?« Er klopfte auf seine Brusttasche. »Ja.« »Und den Draht?« »Er ist im Wagen«, entgegnete er freundlich. Mrs. Exe schaute in den Kombiwagen; die umzutauschende Drahtrolle lag auf dem Boden des Fahrzeuges. »Gut, mein Junge.« Sie beugte sich zu ihm hinunter und küßte ihn auf die Wange. »Und fahr vorsichtig!« »Ja, Mutter.« »Es gibt ganz verrückte Autofahrer.« »Ich werde daran denken, Mutter. Auf Wiedersehen, Mutter.« »Und paß auf dich auf, mein Sohn!« Sie winkte ihm nach, bis er in der Ferne verschwunden war und ging ins Haus zurück, um das Frühstück für die Gäste vorzubereiten. Selina war mit dem Geschirr beschäftigt. Mrs. Exe lugte durch die Essenausgabe, um zu sehen, welches Gesicht der Amerikaner heute machte. Donaldson löffelte gerade seine Cornflakes aus. Als er fertig war, ging sie zu ihm, um ein paar Worte mit ihm zu sprechen. »Guten Morgen, Mr. Donaldson«, flötete sie zuckersüß. »Guten Morgen, Mrs. Exe«, antwortete er freundlich. »Gehen Sie heute fischen?« »Ihr Sohn sagte, das Wasser wäre heute

wieder in Ordnung.« Sie strahlte ihn an. »Hogan können Sie glauben. Er hat immer recht.« »Dann wäre es wohl besser, ich würde gleich mein Glück versuchen. Meinen Sie nicht auch?« »Ja, natürlich. Und ich verrate Ihnen ein Geheimnis, Mr. Donaldson.« Sie beugte sich zu ihm hinunter und flüsterte: »Sie werden einen herrlichen Tag haben! - Ich glaube, die Fische können Ihnen nicht widerstehen.« Er lachte. »Ich hoffe nur, Sie haben recht.« »Das fühle ich direkt in meinen Knochen, Mr. Donaldson. Kennen Sie das Gefühl auch?« Es fiel ihm recht schwer, nicht zu lachen. Sie selbst meinte offensichtlich, was sie sagte, ernst. »Nein, nicht in den Knochen, Mrs. Exe, aber wahrscheinlich in meinen Muskeln«, antwortete er. Sie richtete sich auf. »Sie haben noch jede Menge Zeit dafür.« Er sah ihr nach, schüttelte den Kopf und lächelte Selina ein wenig verwirrt zu, als sie kam, um seinen Teller wegzuräumen. »Ihre Tante ist ein ziemliches Unikum«, bemerkte er. »Ja, Sir«, erwiderte sie mit ausdrucksloser Miene. »Wollen Sie noch Schinken und Ei haben, Sir?« Er hätte sie am liebsten übers Knie gelegt und ihr für ihr Benehmen eine angemessene Behandlung andeihen lassen; doch das tat er nicht, sondern übersah ihre Reserviertheit. Aber wehe, wenn sie sich beim Ball morgen nicht entschieden änderte! »Ja, bitte«, antwortete er trocken. »Schinken und Eier.« Nach dem Frühstück machte er sich mit seinem Gerät und einem Lunchpaket zum See auf, wo die Ruderboote vertäut waren. Er nahm eines und ruderte hinaus. Zwar hatte ihm Mrs. Exe einen wundervollen Tag versprochen, aber er hatte trotzdem seine Zweifel, als er in den hellen Himmel hinaufsah. Hogan kam in MacIntyre an und stellte überrascht fest, daß die Stadt von Fahrzeugen beinahe überquoll. Normalerweise gab es nicht so viele Touristen. Er stellte seinen Kombiwagen auf einem Parkplatz ab, den ein kleiner, rotgesichtiger Mann bewachte. »Ihr habt aber viel zu tun«, stellte er fest. Der Mann nickte ernsthaft und überlegte sich, was er sagen sollte. »Gehören Sie auch zu denen?« fragte er schließlich. »Zu wem?« »Sind Sie nicht wegen der Verkäufe da?« »Welche Verkäufe?« Gegen Gelegenheitsgeschäfte hatte Hogan nie etwas einzuwenden.

»Im Museum.« Hogan grunzte. Er kannte das sogenannte Museum von MacIntyre. Die Familie, der es gehörte, veranstaltete alle zwei oder drei Jahre einen Verkauf von Antiquitäten. Diese Verkäufe hatten einen solchen Ruf, daß die Käufer aus der ganzen Welt kamen, um zu sehen, was angeboten wurde. Man erzählte sich gerücheweise, daß einige dieser Kunstwerke angeblich von den Brüdern »entdeckt« worden seien, in Wirklichkeit aber ihrer eigenen Werkstatt entstammten. Er ärgerte sich darüber, nicht daran gedacht zu haben, daß die Stadt so überlaufen sein würde, aber vielleicht hatte das gar nichts zu sagen. Sollte irgend etwas bei der Einlösung des Schecks von Mr. White schiefgehen, so wäre die Möglichkeit, ihn zu entdecken, vielleicht sogar geringer. Aber die Sache ging dann ohnehin reibungslos über die Bühne. Der Bankbeamte fragte ihn, ob er wegen der Verkäufe in MacIntyre da sei, schien aber keine Antwort zu erwarten. Hogan verstaute den Packen Geldscheine in seiner Brusttasche und ging hinaus, um das nächste Lokal zu finden, wo er die letzten Reste seines schlechten Gewissens wegwaschen konnte, das ihn bei solchen Gelegenheiten plagte. Nach vier doppelten Whiskys fühlte er sich wesentlich besser; er schlenderte die Hauptstraße entlang und besah sich die Plakate, die für die Auktion warben. Jay warf vom Boot aus die Leine mehr versuchsweise als in ernsthafter Hoffnung auf Erfolg ins Wasser; er war deshalb ganz überrascht, als die Fliege angenommen wurde. Was an dem anderen Ende der Leine hing, mußte ungefähr die Größe eines jungen Wales haben, denn die Nylonleine riß wie ein dünner Baumwollfaden; das Boot schaukelte gefährlich, und beinahe wäre er gekentert. Aber das schien auch der einzige Erfolg zu bleiben. In den nächsten paar Stunden versuchte er jeden nur bekannten Trick, ohne daß auch nur der kleinste Schwanz anbiß. Dann versuchte er es noch vom Land aus - dasselbe Ergebnis. Als er sein Lunchpaket aufmachte, überlegte er schon, ob er nicht lieber zurückkehren solle. Am anderen Ende des Sees stand die graue Granitburg, und er dachte, während er an einem Hühnerschenkel knabberte, darüber nach, wie sie wohl auf

Angreifer gewirkt haben mochte. Ein Windstoß im Rücken ließ ihn frösteln; er drehte den Kopf, um nach dem Werter zu sehen. Der Himmel bewölkte sich; über dem anderen Ende des Sees türmten sich graue Wolken auf; der Wind trieb sie ihm entgegen. Jay beobachtete den Himmel und dachte nach. Kam es zum Sturm, so würde er bei einer erneuten Ausfahrt mitten hineingeraten. Doch er rechnete nicht damit. Außerdem hatte er sicher noch genügend Zeit für einen letzten Versuch, wenn er auch nicht große Hoffnungen hegte. Was er vorher für den Biß eines Fisches gehalten hatte, konnte ebensogut ein treibender Ast oder Baumstamm gewesen sein, der von der raschen Strömung in den See geschwemmt worden war. Indessen stellte sich bald heraus, daß sich nicht nur das Wetter, sondern auch sein Anglerglück geändert hatte. Unmittelbar vor der Stelle, wo seine Fliege aufs Wasser gefallen war, zeigte sich ein Fisch; er schätzte genau ab, wo er den nächsten Wurf landen mußte. Erregt vor Freude bemerkte er, daß sein Wurf geradezu perfekt war. Der Fisch erschien an der Oberfläche, und Jay wußte nun, daß er ihn am Haken hatte. Er zog ihn ins Boot. Für einen normalen Forellenfischer wie ihn war es ein riesiges Tier, obwohl es durchaus keinem der Ungetüme aus Hogans Büro glich. Jetzt mußte er natürlich weitermachen. Der Wind frischte auf; kleine Kräuselwellen liefen zum Ufer hin; es war an sich Zeit, heimwärts zu rudern. Doch er konnte nicht mehr aufgeben. Diesmal brauchte er nicht lange zu warten. Schon wenige Sekunden später hing etwas Riesiges an der Angel. Was immer es auch sein mochte - ein großes Holzstück konnte es nicht sein, denn vom ersten Augenblick an mußte er seine ganze Kraft aufbieten. »Komm, mein Schöner!« keuchte er und kämpfte mit seinem ganzen Körper gegen die verzweifelten Ausbruchsversuche des Fisches. Die Leine war zum Zerreißen gespannt. Der Fisch sprang, und sein Herz schien ebenso zu hüpfen; denn diese Forelle war wirklich eines der sagenhaften Ungetüme, dessen Gewicht er kaum zu schätzen wagte. Der Fisch wurde allmählich müde; doch der Kampf war deshalb nicht leichter, denn auch Jays Kräfte hatten nachgelassen. Dann kam der Augenblick, da er ihn in

Ufernähe hatte. Ihn herauszuziehen, war ungefähr die schwerste körperliche Anstrengung, der er sich je ausgesetzt hatte. Er lag auf dem Bauch, die Rute in der linken, das Netz in der rechten Hand und versuchte vergeblich, mit beiden Händen gleichzeitig zu arbeiten. Da hörte er eine tiefe Stimme hinter sich. »Haben Sie einen Fisch gefangen, Mr. Donaldson?« Jay drehte rasch den Kopf nach dem Sprecher; es war Tarn Bruce in Uniform, der seine Hände um den Lenker klammerte. »Helfen Sie mir mit dem Netz!« stöhnte er. Tarn tat es, wenn auch etwas widerstrebend. Forellen waren ja ganz gut, aber für ihn gab es nur einen Fisch, den Lachs. Nichts sonst verdiente den Namen Fisch. Trotzdem brauchte er nur eine Sekunde, um das Netz unter den Fisch zu schieben und ihn aus dem Wasser zu heben. »Haben Sie jemals einen solchen Fisch gesehen?« Jay machte sich nicht einmal die Mühe aufzustehen, sondern bewunderte entzückt seine Beute aus der Bauchlage. Dieser Bursche wog bestimmt gute zwanzig Pfund! Und nun fiel ihm auch die Bemerkung von Mrs. Exe ein. Ja, das konnte man wirklich als Anglerglück bezeichnen. Langsam stand er auf. »Vielen Dank, Mr. Bruce. Ohne Ihre Hilfe hätte ich ihn kaum herausbekommen.« »Gehen Sie jetzt nach Aarolie zurück, Sir?« »Ja.« Jay sah zum Himmel hinauf. Die Wolken hatten sich zu einer dicken Wand zusammengeballt. »Ja, ich glaube, ich gehe sofort zurück.« »Ich glaube, wir werden ein bißchen naß.« Bruce hütelte. »Wären Sie so nett, Mr. Donaldson, mich und meine Maschine übers Wasser mitzunehmen?« »Ja, natürlich.« Jay packte sein Gerät zusammen und versuchte, nicht zu viel Zeit damit zu verlieren, seinen Fang zu betrachten. »Haben Sie Wilderer gejagt?« Der Polizist nahm die Frage ernst. »Jawoll, sozusagen, Sir.« Sie standen auf einem niederen Felsen am Ufer. Hinter ihnen stieg der Granit steil an. Vom Ufer aus hatten sie kaum mehr als zwanzig Yards freie Sicht. Bruce mußte die Rinne am Felsen heruntergekommen sein. Jay zeigte in die Richtung. »Sind Sie hier heruntergekommen?« Das, überlegte Tarn, war eine dämliche Frage, aber er behielt es für sich. Glaubte der Amerikaner vielleicht, er sei mit seinem Fahrrad hergeflogen?

»Jawoll, Sir«, sagte er. »Die einzige Möglichkeit, wenn man klettern kann.« »Ist es noch weit zur Straße?« Eigentlich interessierte Jay das gar nicht, aber er wollte nicht dauernd über seine Beute sprechen. »Drei oder vier Meilen.« Jay hatte nun sein Gerät verpackt; er kletterte ins Boot, und Tarn reichte ihm die verschiedenen Pakete. Dann folgten Fahrrad und Polizist; Jay nahm die Ruder zur Hand. Sie erreichten das andere Ufer, noch bevor der Regen begann, aber als er das Fahrrad ausgeladen hatte und gerade anfangen wollte, seine Geräte herauszuholen, klatschten die ersten Tropfen aufs Wasser. Rasch ketteten sie das Boot fest und liefen gemeinsam zum Burgtor. Im selben Augenblick sahen sie den Kombiwagen mit Hogan am Steuer einfahren. Exe schien in bester Stimmung zu sein, denn er rief ihnen einen Gruß zu, als er das Fahrzeug neben dem Pfosten mit dem Schild abstellte. »Haben Sie Glück gehabt, Mr. Donaldson?«

Jay hielt seinen Fang in die Höhe, und Hogan lachte erfreut. »Großartig! Sie kriegen allmählich den Dreh 'raus, oder?« Er wandte sich zu dem düster dreinblickenden Polizisten um. »Hast du versucht, ihn zu arretieren, Tarn?« Jay wartete keine Antwort ab, sondern ging weiter. »Glauben Sie nicht, daß jetzt die richtige Tageszeit wäre, auf Ihren Fang zu trinken?« Doch Jay war schon fort, und so fühlte sich Bruce angesprochen. »Ich bin im Dienst, Mr. Exe.« »Natürlich, Tam. Du bist immer im Dienst. Aber gleich wird's zu gießen anfangen, und bis du heimkommst, bist du tropfnaß. Deshalb bestehe ich darauf, daß du zur Vorbeugung ein Schlückchen trinkst.« »Das ist sehr nett von Ihnen, Sir.« »Und Mr. Donaldson will jetzt seine Forelle wiegen.« Exe zog wegen des Regens den Kopf ein und rannte in großen Sprüngen zum Tor, gefolgt von Bruce, der sich seines Amtes wegen eines gemessenen Schrittes befleißigte. Der Kombiwagen war mit den verschiedensten Dingen beladen, unter anderem, von dem übrigen Kram halb verborgen, mit einer Drahtrolle. Der Hotelbesitzer mußte wirklich ungeheuer viel Zäune zu flicken haben, dachte Tam bei sich. Die Forelle wog nur ein paar Gramm weniger als zwanzig Pfund, und das wurde gebührend gefeiert. Auch Selina sah erfreut drein, wenn sie auch Jay

gegenüber bemerkte, daß es ihr schwerfiel, für einen toten Fisch sehr viel Begeisterung aufzubringen. »Nicht einmal für einen lebenden Fisch«, ergänzte sie ungewöhnlich mitteilend. Jay erinnerte sich, wie lebendig der Fisch gewesen war, und wie er mit ihm hatte kämpfen müssen. Doch so ein Kampf machte das Angeln erst zu einem erregenden Sport. Jetzt war der Fisch tot; für Jay war die Angelegenheit damit beendet. Er hatte die Ellbogen auf die Bartheke gestützt und sah Selina zu, die der eben herzugekommenen Mrs. Exe ein großes Glas Rum eingoß. Die alte Frau hatte sich in wallende weiße Gewänder und einen weit herabhängenden Kopfputz gehüllt; sie sagte, es sei das Gewand einer Druidenpriesterin. »Selbstverständlich ist das kein Originalkostüm«, erklärte sie dem Amerikaner, »obwohl die Einzelheiten genau stimmen.« »Das sehe ich«, bestätigte Jay ernsthaft. Das alte Mädchen sah aus wie ein Flüchtling von einer Geisterversammlung. »Und ich habe es selbst gemacht.« Sie nahm von Selina das Glas entgegen und goß wie eine geübte Trinkerin die Hälfte des Inhalts in ihre Kehle. »Es muß aber sehr schwierig gewesen sein für eine Druidin, Mr. Donaldson, ich meine - so auf den Sommer Solstis zu warten - in diesem Klima - ich bitte Sie!« Sie leerte ihr Glas, stellte es ab und verkündete, ohne sich an jemand Bestimmten zu wenden: »Abendessen!« Jay grinste und blinzelte Selina zu. Die Alte mußte den Rum für ihr Abendessen gehalten haben, denn es war Zeit, die Bar zu schließen; das Essen war schon lange vorher serviert worden. Mrs. Exe besah sich ihr Glas, ob es auch wirklich leer sei, dann rauschte sie mit ihren wallenden Gewändern davon.

»War sie eigentlich immer so?« fragte Jay. Selina nickte. »Ja, solange ich mich erinnern kann.« Aber sein Interesse galt nicht alten Frauen. »Freuen Sie sich auf morgen?« wollte er wissen. »Warum sollte ich mich freuen?« Ihre blauen Augen sahen ihn ruhig an; er wußte nicht recht, ob sie scherzte oder ob sie ernst war. Unter ihrem forschenden Blick fühlte er sich ein wenig unbehaglich. Selina war wirklich schön, aber sie hatte etwas an sich, was er nicht zu deuten wußte. Er mußte immerzu über sie nachdenken. Sie schien einen Eiswall um

sich aufgetürmt zu haben, den er nur allzu gern geschmolzen hätte. War es das sogenannte britische Phlegma? Oder war es mehr oder etwas ganz anderes - »Und wie war's, wenn Sie mir Ihr Ballkleid beschreiben würden?« Er hatte das nur so leicht dahingesagt, aber ihr schien die Frage zu gefallen. Sie lachte. »Was Schöneres gibt's überhaupt nicht!« »Prächtig. Und wann bekomme ich es zu sehen?« »Morgen.« Sie schenkte ihm ein verträumtes Lächeln. Wirklich, wenn sie an das Kleid dachte, überlief sie ein Gefühl warmer Freude. Es war schon so lange her, daß sie sich selbst etwas so Hübsches gegönnt hatte; sie konnte es kaum mehr erwarten, in ihr Zimmer zu kommen und es zu bewundern. Doch sie hatte noch eine ganze Stunde warten müssen, bis es endlich soweit war. Sie drehte das Licht an und lief sofort zum Schrank, um das Kleid zu betrachten und es an ihren Körper zu halten. Nein, diesmal würde sie es anziehen, denn sie mußte sich davon überzeugen, daß es wirklich so wundervoll war, wie es ihr im Laden erschienen war. »Oh, du Armes!« Das Kleid war vom Bügel gerutscht und lag zusammengeknüllt am Boden des Schrankes. Sie hob es vorsichtig auf. Der Stoff war von so ausgezeichnete Qualität, daß er nicht knitterte; aber es so lieblos am Boden liegen zu sehen, war unerfreulich. Sie schüttelte es aus und streichelte über den seidigen Stoff. Würde es dem Amerikaner gefallen? Er hatte ihr gesagt, sie solle sich ein blaues Kleid kaufen, und das war die herrlichste blaue Farbe, die er jemals gesehen haben konnte. Sie trug es zum Bett und legte es zurecht, um hineinzuschlüpfen. Dann schrie sie plötzlich entsetzt auf. Auf dem Rücken des Kleides war ein großer schwarzer Fleck. Sie lief zum Schrank und untersuchte wütend, was diesen Fleck verursacht haben konnte. Auf dem Boden des Schrankes lag unter dem leeren Kleiderbügel ihre Tintenflasche; umgefallen und mit geöffnetem Verschuß. Jay war wie üblich noch etwas spazierengegangen. Jetzt ging er in die Burg zurück und wandte sich der großen Treppe zu. Etwas zwang ihn, lauschend stehenzubleiben. Ja, da hörte er es wieder - das leise Weinen einer Frau. Es schien von irgendwoher aus dem Korridor rechts zu kommen, nicht weit von jenem Zimmer

entfernt, das er zuerst bewohnt hatte. Der Gedanke an Gespenster schoß ihm durch den Kopf, aber er schob ihn beiseite, wenn auch in einem solchen Gebäude und an einem solchen Ort alles möglich zu sein schien. Das Weinen kam von einer lebenden Frau, und er war fast überzeugt davon, daß es Selina sein mußte. Er ging um die Ecke des Korridors, und nun hörte er es lauter. Dann sah er weiter vorne eine Tür weit offenstehen; Licht fiel auf den dunklen Gang. Es war die Tür zum Badezimmer. Vor der Tür blieb er eine Weile stehen. »Sind Sie das, Selina?« fragte er. Das Schluchzen hörte auf, aber eine Antwort bekam er nicht. Er wußte nun, daß irgend etwas nicht in Ordnung sein mußte, und er ging hinein. Selina schaute ihm zutiefst unglücklich und mit tränenüberströmtem Gesicht entgegen. Sie stand vor dem Waschbecken und wusch dort etwas aus. Als er näherkam, bemerkte er, daß es ein Kleid war. »Meine Süße, was ist denn los?« fragte er. »Ich - ich - es hat ein Unglück gegeben.« Sie schluchzte noch immer, und er konnte sie kaum verstehen. »Sind Sie verletzt?« »N-nein, m-mein Kleid.« Hilflös hielt sie es ihm entgegen, und er besah sich das nasse Stoffklümpchen mit dem dunklen Fleck in der Mitte. »Ist das Ihr neues Kleid?« »Ja.« Es sah wie ein nasser Fetzen aus. »Was ist denn damit passiert?« Sie zögerte eine Weile und schluckte. Wahrscheinlich wollte sie nicht mit der Wahrheit herausrücken. »Was ist passiert?« drängte er deshalb. »Ich - es wurde Tinte daraufgeschüttet.« Er nahm ein Taschentuch aus seiner Brusttasche und hielt es ihr hin, aber sie schüttelte den Kopf und suchte nach einem eigenen. »Ist es das Kleid, das Sie für den Ball gekauft haben?« Sie nickte betrübt, und er sah sie prüfend an. Was er ihr sagen wollte, erforderte einigen Takt. »Ist es das einzige, das Sie haben?« »Ja.« Jay legte ihr zärtlich die Hand auf den Arm. »Ist es möglich, ein anderes zu kaufen?« »Natürlich nicht.« Sie zog ihren Arm zurück. »Es geschieht mir ganz recht. Ich hätte es nie kaufen sollen.« »Aber wie ist das denn passiert?« Sie schwieg. Offensichtlich wollte sie es ihm nicht sagen. »Ich will es wissen, Selina. War es Willie?« Sie atmete tief und trat einen Schritt zurück. »Nein!« stammelte sie betreten, »nein!« Aber

für Jay gab es keinen Zweifel, daß Willie der Übeltäter war. Er wurde rot vor Zorn, doch es gelang ihm, äußerlich ruhig zu bleiben, um das verzweifelte Mädchen nicht noch unglücklicher zu machen. »Zeigen Sie mir, wie es passiert ist.« Er nahm das ruinierte Kleid aus ihren zitternden Händen, und nach kurzem Zögern führte sie ihn zur Wendeltreppe in den oberen Stock. Als sie vor ihrem Zimmer anlangten, war Jay zwei Schritte hinter ihr. Sie zögerte, die Hand auf der Türklinke, und sah zu ihm zurück. Dann öffnete sie die Tür. Durch das Fenster spähte ein Ungeheuer, einem Menschenschädel ähnlich. Es sah schauerlich aus. Dieser Anblick war nun endgültig zuviel für Selina. Stöhnend sackte sie zusammen und wurde ohnmächtig. Jay tat einen Sprung vorwärts, konnte sie aber nicht mehr auffangen. Er kniete neben ihr nieder und sah sich dann nach der Ursache ihres Schreckens um. Abgesehen von der Tatsache, daß die Vorhänge nicht zugezogen waren, schien alles normal zu sein. Er hob sie auf und trug sie zum Bett, umfaßte ihre Handgelenke und beugte sich über sie. »Selina! Wie geht es Ihnen?« Allmählich kam sie wieder zu Bewußtsein. Dann setzte sie sich ruckartig auf, starrte ihn aus großen Augen an und sah ängstlich zum Fenster. »Haben Sie es gesehen?« flüsterte sie. »Was gesehen?« »Das am Fenster, dieses - Ding.« Er ging hinüber und schaute hinaus, doch draußen herrschte tiefste Dunkelheit; nicht ein Stern stand am Himmel. Er zog die Vorhänge zu und kehrte zu Selina zurück. »Da draußen ist nichts.« »Die Vorhänge waren zugezogen, als ich aus dem Zimmer ging.« Nervös schob sie ihr blondes Haar aus dem Gesicht; er sah die alte Quetschspur an ihren Fingern. »Was haben Sie gesehen, Selina?« »Bitte, nein!« Aber Jay ließ sich nicht erweichen. »Was war es, Selina? Sie müssen es mir sagen.« »Es war - ein - ein Gesicht.« Beim Gedanken daran zuckte sie erneut zusammen. Er sah sich nochmals genau im Zimmer um, ging dann zum Schrank und öffnete die Tür. Es war nur allzu deutlich sichtbar, daß hier Tinte verschüttet worden war. Er sah sie an. »Wo bewahren Sie sonst Ihre Tinte auf?« fragte er. Wortlos deutete sie auf den Toilettentisch. Dort stand auf einem Blatt Löschpapier

eine leere Tintenflasche und daneben lag ein Federhalter. »Und wo schläft Willie?« Diese Frage überraschte sie. Sie stellte die Füße auf den Boden und starrte ihn an. Seine Miene war grimmig und unheilverkündend. So hatte sie ihn noch nie gesehen. »Bitte, ich möchte keinen Streit haben.« »Wo ist sein Zimmer?« beharrte er. »Genau unter diesem.« Er nickte. Nun war ihm alles klar. Willie mußte Selina beim Verlassen des Zimmers beobachtet haben, als sie versuchte, den Flecken auszuwaschen. Dann mußte er hereingeschlichen sein und die Vorhänge geöffnet haben. Offensichtlich hatte er anschließend sein eigenes Zimmer aufgesucht, hatte eine Art Maske auf einen langen Stock gesteckt und damit vor ihrem Fenster herumgewedelt. Sie sah ihn flehend an. »Bitte, ich möchte keinen Streit haben. Sagen Sie meinem Onkel nichts davon, bitte.« Jay legte ihr beruhigend die Hand auf die Schulter. »Das werde ich nicht tun. Aber hören Sie mir gut zu. Der einzige, der Ärger bekommen wird, ist Willie; und das verspreche ich Ihnen. Ich werde dafür sorgen, daß er diese reizenden, dreckigen kleinen Tricks sein läßt. Verstanden? Von jetzt an werden Sie Ruhe haben. Und wegen des Balles brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Ihre Tante kann Ihnen sicher etwas leihen. Wenn Sie wollen, können Sie doch irgendein Kostüm anziehen. Als Druidenpriesterin sehen Sie bestimmt großartig aus.« Selina mußte kichern. Die Anwesenheit dieses großen Amerikaners war so außerordentlich tröstlich. Wenn sie sich ihm nur anvertrauen könnte! Aber im Moment war sie zu müde. »Gute Nacht, Selina, schlafen Sie gut. Überlassen Sie ruhig alles andere mir.« Er faßte unter ihr Kinn und hob ihr verweintes Gesichtchen empor. Mit dem Zeigefinger tippte er ihr zärtlich auf die Nasenspitze. »Schlafen Sie gut, meine Süße.« Er lächelte, als er die Tür hinter sich schloß, aber im Korridor änderte sich seine Miene. Wütend rannte er die enge Wendeltreppe hinunter und stürmte den unteren Gang entlang. »Aufmachen, Willie!« rief er.

In den Räumen nebenan mochten Gäste sein, aber das kümmerte ihn nicht. Er hämmerte mit der Faust an die Tür. »Verdammt noch mal, mach endlich auf, oder ich schlag die

Tür ein!« Einen Augenblick später ging die Tür auf, und es erschien der grinsende Willie mit einer Matrosenmütze auf dem Hinterkopf. »Ist was los, Käpt'n?« Jay legte seine große, kräftige Hand auf die Brust des Jungen und schob ihn barsch rückwärts, so daß er ins Stolpern geriet. Der Junge grinste noch immer so dämlich wie vorher, doch verschwand das Grinsen allmählich, als er sah, wie Jay die Tür abschloß und den Schlüssel in die Tasche schob. »Das ist meine Kabine ...!« »Hör mir mal zu, Willie.« Jay zwang sich zur Ruhe. »Wenn du deine Kusine noch ein einzigesmal mit deinen schmutzigen Tricks belästigst, dann breche ich dir jeden Knochen im Leib.« »Sie und wer sonst noch?« Willies Frechheit kehrte zurück. Er kam auf den Amerikaner zu. »Hören Sie, wenn ich meinem Vater erzähl, daß Sie sich in ihrem Zimmer zu schaffen machen ...« Aber weiter kam er nicht, denn das war Jay nun endgültig zu viel. Er griff nach Willies Kleidern und zog ihn an sich heran. »Noch eine einzige schäbige Verdächtigung, Bursche...!« Er schüttelte ihn heftig und versetzte ihm dann einen so gewaltigen Stoß, daß Willie rückwärts fiel, mit dem Kopf an die Wand prallte und dort liegen blieb. »Verstanden, Willie?« Jay stand drohend über dem heulenden Jungen. »Hast du verstanden?« knirschte er und schwang wütend die Faust. »Ich tu wirklich nichts mehr, Admiral, ich schwor's!« Willies Gesicht war von nackter Angst gezeichnet; er versuchte Jay zu entinnen, aber er war zu sehr in die Ecke gedrängt. »Ich schwor's bei der Bibel!« wimmerte er. Jay richtete sich auf, musterte das kauernde Bündel Elend am Boden und überlegte, ob das reichen würde und der Junge sein Versprechen hielt. »Na gut. Aber ich werde auf dich aufpassen, Willie, und beim ersten Fehler, den du machst, kannst du was erleben!« Er nahm den Schlüssel aus der Tasche und sperrte die Tür auf. Willie stützte sich auf die Ellbogen und sah dem Amerikaner nach. Er schluchzte auf. Er zitterte immer noch vor Angst; die Beule am Kopf tat ihm weh; sein Gesicht war von tödlichem Haß verzerrt. »Bald, Mister Yank, schneid ich dir selber dein verdammtes Herz aus dem Leib und füttere die Fische damit!« Mrs. Exe schlurfte in der Küche herum und stellte das

Frühstückstablett für Mr. White zusammen. Sie schöpfte seine genau abgemessene Ration Haferbrei aus dem Topf am Herd und stellte diesen wieder aufs Feuer. Jay Donaldson kam auf sie zu. Sie preßte die Hand auf ihren wogenden Busen. »Oh, du liebe Güte!« »Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe, Mrs. Exe.« Das wollte er tatsächlich nicht. Jay war besonders früh gekommen, um einen Gefallen von ihr zu erbitten. »Sie nehmen mir's doch nicht übel?« »Was ist denn, mein lieber Junge?« fragte sie schmeichelnd. »Selina hat Ihnen doch gesagt, daß sie heute abend mit mir zum Ball geht?« »Das ist eine gute Idee. Man soll sich vergnügen, solange man kann.« Sie nickte bestimmt. »Das ist ein vernünftiges Motto, Mr. Donaldson. Man weiß nie, wann das Grab auf einen wartet.« »Ich weiß, Sie haben viel zu tun. Ich komme gleich zur Sache«, entgegnete Jay nervös. Es war die einzige Möglichkeit, den Redefluß des alten Mädchens einzudämmen, denn sonst würde sie stundenlang so weiterquasseln. »Selina hatte einen Unfall.« Mrs. Exe tat einen spitzen Schreckensschrei. »Ist sie schwer verletzt?« »Sie ist überhaupt nicht verletzt, aber ihr Kleid ist beschädigt. Ganz und gar ruiniert. Und jetzt hat sie nichts anzuziehen. Ich dachte, vielleicht wäre es möglich, daß Sie ihr eines Ihrer Kostüme ausleihen.« Er unterbrach sich, als Hogan mit einem Armvoll Feuerholz hereinkam; doch er ließ nur das Holz fallen und ging wieder hinaus, ohne Jay Beachtung zu schenken. »Es ist ja auch ein Maskenball...«, fuhr Jay fort. »Und Sie glauben, ich hätte etwas, das ich ihr borgen könnte?« Er lächelte. »Genau. Wissen Sie ...« Zu jeder anderen Zeit hätte sie einen solchen Vorschlag zutiefst entrüstet von sich gewiesen, doch Hogan wünschte, daß sich der Amerikaner wohl fühlen sollte. »Warum ist Selina nicht selbst zu mir gekommen?« »Vielleicht tut sie das auch noch. Sie werden ihr aber doch hoffentlich nicht sagen, daß ich schon mit Ihnen gesprochen habe.« Mrs. Exe tätschelte seinen Arm. »Überlassen Sie alles nur mir.« »Vielen Dank, Mrs. Exe. Ich bin wirklich froh.« Sie strahlte ihn an. »Und jetzt, wenn Sie mich entschuldigen würden? Ich hab' zu tun.« Sie nahm das Frühstückstablett und eilte aus der Küche. Jay traf

auf dem Weg zum Speisezimmer mit Willie zusammen. »Morgen, Admiral. Rotte auf Übungsfahrt?« Grinsend schlenderte er an Jay vorüber. Die Ereignisse der vergangenen Nacht schien er vergessen zu haben. Jay schüttelte den Kopf und entschloß sich, einen kurzen Spaziergang zu machen. Selina schlief, den niederschmetternden Ereignissen des vergangenen Abends zum Trotz, recht gut und erwachte später als sonst. Eilig wusch sie sich und schlüpfte in ihr Kleid. Als sie hinunterkam, war die Küche leer, aber das Frühstück war schon fast fertig vorbereitet. Sie lief in das Speisezimmer, um die Körbchen mit den frischen Semmeln auf die Tische zu verteilen. Nun mußte sie die Butterportionen holen; sie kehrte in die Küche zurück. Mrs. Exe kam gerade mit einem Tablett in der Hand aus der Tür, die zu den Weinkellern führte. »Ah, Selina, Liebling, ich hab' schon auf dich gewartet.« Die alte Frau war ungewöhnlich liebenswürdig und ganz lächelnde Mütterlichkeit; Selina beschloß, diese gute Laune auszunützen. »Tantchen, könnte ich mir aus deiner Sammlung ein Kostüm ausborgen?« Mrs. Exe stellte das Tablett ab und runzelte erstaunt die Stirn. »Eines meiner Kostüme ausborgen? Wofür denn, um Himmels willen?« »Ich - ich habe Tinte über mein Kleid geschüttet. Du weißt doch, ich gehe heute mit Mr. Donaldson auf den Ball.« »Und dein Kleid ist ruiniert?« Sie schüttelte den Kopf. »Tz, tz, tz. Dann müssen wir eben sehen, was sich tun läßt. Aber geh vorsichtig damit um, ja? Du weißt ja, sie sind sehr kostbar.«

»Ach, Tantchen!« Selina umschlang die alte, dicke Frau und drückte ihr einen Kuß auf die Wange. »Vielen Dank, Tantchen!«

»Ist schon recht. Gib nur darauf acht - und auf dich selbst auch. Diese Amerikaner!« »Ach, Tantchen, Mr. Donaldson ist schon in Ordnung.« Die alte Frau würde es doch nicht verstehen, wenn sie ihr zu erklären versuchte, weshalb sie dessen so sicher war. »Trau ihm nicht, keinen Zollbreit, Mädchen. In den Zeitungen liest man immer wieder ganz schreckliche Dinge, was die Amerikaner alles tun. Das ist ein sehr gefährliches Volk. Sehr gewalttätig.« Selina lächelte nur.

Es war nicht gut, mit ihrer Tante zu debattieren. Obwohl ihr die Marotte ihrer Tante, mit alten Kostümen zu spielen, wohlbekannt war, staunte Selina doch über die Reichhaltigkeit der Sammlung. Zwei große Schränke waren vollgestopft mit dem Zeug. Mrs. Exe trug abwechselnd das eine oder andere. In einem anderen Schrank verwahrte sie die Kostüme, an denen sie arbeitete; sie änderte sie so ab, daß sie ihre umfangreiche Fülle hineinzwängen konnte. Dann gab es noch einen weiteren großen Schrank mit Kostümen, die Mrs. Exe nicht für sich selbst herrichten konnte; das waren Männerkostüme, die für schmale Figuren bestimmt waren. Selina wählte lange. In blauer Farbe gab es nichts, was ihr gefiel, und so entschied sie sich schließlich für ein Robin Hood-Kostüm aus flaschengrünem Samt. Es bestand aus einem ausladenden Baret mit einer Pfauenfeder, einem glatten, in der Taille gegürteten Wams und engen Kniehosen, die ihre schlanken Beine voll zur Geltung bringen würden. Sie konnte wirklich stolz sein auf ihre langen, wohlgeformten Beine. »Kann ich mir das ausleihen, Tantchen?« Mrs. Exe sah zweifelnd drein. »Wird das deine Beine nicht allzu offen zeigen, Liebes?« Sie brütete eine Weile über diesem Problem, und Selina beobachtete sie gespannt. Endlich gab sie ihre Zustimmung. Es war eines der am wenigsten wertvollen Stücke ihrer Sammlung, und sie war froh, daß Selina gerade dieses gewählt hatte. »Probier es jetzt an, damit du siehst, ob etwas zu ändern ist.« Hogan war, für seine Verhältnisse zumindest, in recht guter Laune. Als Selina das Teegeschirr abgewaschen hatte, sagte er ihr, sie solle jetzt in ihr Zimmer gehen. »Von jetzt an übernimmt Willie deine Arbeit. Du wirst ein bißchen Zeit haben wollen, um dich hübsch zu machen.« Das kam unerwartet, denn sie hatte damit gerechnet, bis zur letzten Sekunde schufteln zu müssen. »Vielen Dank, Onkel«, antwortete sie. »Viel Vergnügen, Mädchen, und ...« - er beugte sich zu ihr hinunter - »und sei nett zu Donaldson«, flüsterte er. Sie sah ihn erstaunt an, schwieg aber. Was meinte ihr Onkel damit? Man konnte bei ihm nie wissen, was er dachte. »Ich bin ihm sehr dankbar, Onkel.« »Das sollst du auch sein, Kleine. Ein Mann wie er, ein Millionär, und er

führt dich aus!« Er hob vielsagend die Brauen. »Man weiß nie, was passieren kann.« »Hör auf, sie zu necken, garstiger Junge!« rief Mrs. Exe streng. Sie wandte sich an Selina. »Du hast gehört, was dein Onkel gesagt hat. Fort mit dir! Na, geh schon!« Sie wartete, bis das Mädchen die Küche verlassen hatte. »Meinst du wirklich, es ist gut, sie mit dem jungen Mann ausgehen zu lassen? Den Amerikanern fallen alle nur möglichen Tricks ein.« Hogan warf einen Blick zur Decke, als erwarte er von dort Erleuchtung. »Ich sag dir mal was, Ma. Wenn wir der Meinung sind, daß er sich ungehörig benimmt, dann setzen wir's ihm auf die Rechnung.« »Hat er noch etwas gesagt?«

»Ich hab' ihn nicht mehr gesehen. Er war den ganzen Tag weg.«

In diesem Augenblick lenkte Jay den silbergrauen Bentley durch das Viehgatter, von wo aus der Weg zum Burgeingang führte. Als Selina ihm erzählt hatte, daß sie sich ein Kostüm ausgeborgt habe, war er weggefahren, um auch für sich eines zu besorgen. Die Auswahl war nicht sehr groß gewesen; zum Kilt konnte er sich nicht entschließen, also kam Bonnie Prinz Charlie nicht in Frage. Trotzdem hatte er Glück: nach einigem Suchen hatte er etwas Passendes gefunden. Es war die Tracht eines Hinterwäldlers der Pionierzeit: fransenbesetzte Lederhosen und eine Mütze aus Waschbärfell. Selina besah sich nochmals im Spiegel ihres Zimmers und nahm die Kappe mit der Pfauenfeder ab; dann flocht sie ihr langes Haar und steckte es zu einer Krone auf den Kopf, so daß es vollständig unter der Kappe verborgen wurde. Endlich schlüpfte sie in einen alten Regenmantel und zog den Gürtel um die Taille. Da klopfte es. »He, da drinnen! Wird es noch lange dauern?« Sie ging zur Tür, öffnete sie und blickte erstaunt auf ihren so originell verummten Kavalier. Komisch, sie hatte sich überhaupt keine Gedanken darüber gemacht, was er wohl anziehen würde. Eines stand jetzt schon felsenfest: kein anderes Mädchen konnte einen Begleiter haben, der auch nur annähernd so gut aussah. Jay grinste. »Sie haben doch hoffentlich nicht vor, dieses Ding hier anzubehalten?« Er deutete auf den Regenmantel. »Nein, natürlich nicht!« »Dann

ziehen Sie ihn aus, damit ich Sie bewundern kann.« Er beobachtete sie, wie sie aus dem Mantel schlüpfte. Seltsam, fast hilflos sah sie in diesem Kostüm aus. Der schlanke Nacken, der durch die hochgesteckten Haare entblößt worden war, sah dem eines Kindes gleich; aber ihre Beine waren großartig - und alles in allem war sie einfach entzückend. Plötzlich hatte er den Wunsch, sie vor allem Bösen zu beschützen, und einen Augenblick lang tat es ihm von Herzen leid, daß er Willie, als sich ihm die Gelegenheit dazu geboten, nicht mit einem Fußtritt quer über den ganzen See befördert hatte. Seine Gedanken schienen sich auf seinem Gesicht zu spiegeln. »Mögen Sie das Kostüm nicht?« fragte Selina ängstlich. Jay strich Willie, wenigstens für den Moment, aus seinem Gedächtnis. »Sie sehen reizend aus, Selina. Wirklich wunderhübsch.« »Kann ich jetzt meinen Mantel wieder anziehen?« fragte sie. Er verbeugte sich tief vor ihr, bevor er ihr in den Mantel half. »Maid Marian, ganz wie Ihr wünscht.« Er mußte die Konversation gewandt und unverfänglich weiterführen, denn er war erstaunt und fast etwas betroffen über die Tiefe seiner Gefühle für Selina; und er wußte nicht einmal, ob sie sich überhaupt etwas aus ihm machte. Den Bentley hatte er vor dem Burgtor abgestellt. Er half Selina beim Einsteigen, ging dann um den Wagen herum und klemmte sich hinter das Steuer. Auf dem Weg von Selinas Schlafzimmer zum Wagen war es ihnen gelungen, allen auszuweichen, aber als der Bentley davonfuhr, starrte ihm Willie haßerfüllt nach. Vielleicht, dachte er, wird der Yankee unterwegs frech, paßt nicht auf und rast irgendwo gegen und verbrennt mitsamt Selina. Dieser Gedanke heiterte Willie ein wenig auf. Jay fuhr langsam die schmale Fahrspur, die zum Gatter führte, und kam dort fast zum Stehen, bevor er die Kurve nach rechts nahm. Als er auf die Straße bog, tauchte etwa zweihundert Yards links von ihnen ein anderer Wagen auf. Der Fahrer hupte heftig, als er den Bentley sah, doch Jay war schon viel zu weit weg, um das noch zu hören. »Verdammt und zugenäht!« Der andere Fahrer schaute mißmutig hinter dem Bentley drein, der rasch kleiner werdend in der Ferne entschwand. Sein eigener Wagen hopste und

heulte auf, als wolle der Motor zerspringen. Gordon Creighton - so hieß der Mann - versuchte es mit dem Weg, auf dem der Bentley gekommen war. Er führte zwischen Bäumen dahin, und am Straßenrand entdeckte er eine Telefonleitung. Ein Fahrweg, eine Telefonleitung und ein Wagen - das hatte zu bedeuten, daß dieser Teil des höllischen Landes tatsächlich bewohnt sein mußte. Seit er vor wenigen Minuten an einer Gabelung in die falsche Straße eingebogen war und der Motor begonnen hatte, so komische Geräusche von sich zu geben, hatte ihn die Angst überfallen, daß außer ihm kein einziger Mensch im ganzen Hochland zu finden sein würde. Vielleicht gehörte der Wagen, der eben weggefahren war, den Besitzern des Hauses, das am Ende des Weges stand. Vielleicht war aber noch jemand dort. Zumindest konnte er das Telefon benützen. Drei Minuten später sah er das Schild *Die Ungeheuer vom Glen* und atmete auf. Es war seit Jahren die angenehmste Überraschung. Nie hatte er so dringend ein Hotel benötigt. Ein riesiger, schwarzbärtiger Mann kam auf den Wagen zu. »Guten Abend, Sir.« »Guten Abend. Sagen Sie, ist das wirklich ein Hotel?« »Ja.«

»Dem Himmel sei Dank dafür!« Hogan musterte den Neuankömmling. Er war noch ziemlich jung, gut gekleidet, und sah aus, als habe er große Anstrengungen hinter sich. »Ihr Wagen scheint nicht ganz in Ordnung zu sein, Sir.« »Haben Sie eine Werkstatt oder einen Mechaniker?« »Nichts dergleichen, Sir. Ich könnte telefonieren, um einen kommen zu lassen, aber der könnte nicht vor morgen früh hier sein.« »Aber ein Zimmer haben Sie doch wenigstens?« »Wir können Sie schon unterbringen, Sir. Ob noch Abendessen da ist, weiß ich allerdings nicht. Vielleicht ein paar Reste.« »Das reicht durchaus.« Creighton seufzte erleichtert. Er stieg aus und öffnete den Kofferraum. Er enthielt drei mit Initialen versehene Luftkoffer. Den kleinsten davon nahm er heraus. »Ich hätte diesen hier gern in den Hotelsafe gegeben.« Plötzlich war Hogan gespannt. »Aber sicher, Sir.« Es gab zwar kein Hotelsafe, aber solche Kleinigkeiten durften das Geschäft nicht stören. »Ist der Inhalt sehr wertvoll, Sir? Nur wegen der Eintragung«, fügte er hastig hinzu. Gordon

Creighton reckte sich bei diesen Worten - er war nicht sehr groß. »Tatsächlich, Herr Wirt, die Sachen sind außerordentlich wertvoll. Eine ziemliche Verantwortung.« Er gab ein meckerndes Lachen von sich. »Wissen Sie, ich war bei der Versteigerung in MacIntyre«, erklärte er. Es war das erstmal, daß man ihm so kostspielige Einkäufe anvertraut hatte; er beabsichtigte nicht, ein Geheimnis daraus zu machen, verschwieg indessen, daß man ihn nur deshalb geschickt hatte, weil sonst niemand zur Verfügung gestanden hatte. »So, die Auktion von MacIntyre!« Exe schien ziemlich beeindruckt zu sein, obwohl sein Geist sich mit anderen Dingen beschäftigte. Endlich bemerkte er, daß der kleine Mann ungeduldig wurde. Er sagte daher schnell: »Entschuldigen Sie, Sir. Ich überlegte gerade, wie wir es am besten machen. Im Moment ist wenig Personal da; die meisten sind zu einem Ball gegangen. Aber wenn Sie mit mir kommen wollen?« Er nahm die beiden restlichen Koffer und schritt rasch dem Eingang zu; Creighton trottete hinter ihm drein. Ganz gleich, was hernach geschah - im Augenblick durfte der Neuankömmling nicht von den anderen Gästen gesehen werden. Hogan war sich noch nicht recht klar darüber, ob ihm ein dicker Fisch ins Netz gegangen war; aber das würde er ja bald herausfinden, wenn er nur noch ein bißchen Zeit hatte. Hogan überzeugte sich davon, daß die Halle leer war und eilte auf sein Büro zu. »Kommen Sie mit mir, Sir«, bat er den überraschten Besucher. »Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus ...« Die Tür auf der anderen Seite der Halle öffnete sich, und Hogan fluchte. Aber es war seine Mutter in einem ihrer

Kostüme. Sie segelte von einem zum ändern Zimmer, ohne die beiden Männer überhaupt zu sehen. Creighton schnappte nach Luft. »Wer - W-vver ist denn das?« »Maria, Königin von Schottland.« Hogan warf einen Blick zurück. Der kleine Mann machte ein Gesicht, als wolle er sofort um sein Leben rennen. »Ist schon in Ordnung, Sir«, beschwichtigte er lächelnd, »die Tanzerei heute ist nämlich ein Maskenball.« Gordon Creighton verzog das Gesicht zu einem Lächeln der Erleichterung. Fast hätte er gedacht - was, wußte er nicht

genau. Als der Bärtige ihn in ein Büro führte, an dessen Wänden Glasbehälter mit Fischen standen, mißbilligte er diese sofort. Fische gehörten nicht zu seinem Interessenkreis. Es war sogar so, daß Gordon überhaupt sehr wenig Interessen hatte - außer Gordon Creighton. »Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, Sir?« Hogan goß schon Whisky ein. »Vielen Dank, nein. Alkohol rühre ich nie an.« Exe stellte nachdenklich das Glas ab. »Das ist sehr klug, Sir. Trinken kann alle möglichen Konsequenzen haben - Aber ich gehe jetzt und lasse ein Zimmer für Sie herrichten. Soll ich diesen Koffer mitnehmen und in den Safe stellen?« Er setzte sich dem Besucher gegenüber an den Tisch und griff nach Papier und Feder. »Sie geben mir eine genaue Liste des Inhalts und erhalten von mir dafür eine Quittung.« Das waren die ersten vertrauenerweckenden Worte, die Creighton bisher vernommen hatte. »Es ist ein Altarkelch, Italien, sechzehntes Jahrhundert. Gold, mit Rubinen und Diamanten eingefaßt.« Die Worte wurden richtig niedergeschrieben. »Gold, mit Rubinen und Diamanten«, wiederholte Exe bewundernd. »Ich wette, das hat eine ganze Stange Geld gekostet.« Bewunderung, ob verdient oder nicht, war eine Droge, der Creighton nicht widerstehen konnte. »Ich mußte ein paar Tausender dafür hinblättern.« »Dann muß ich den Koffer sofort in den Safe schließen«, erklärte Exe geschäftig. »Je früher, desto besser.« Er ging zur Tür, blieb aber nochmals stehen. »Sie hatten Glück, daß Sie das Hotel fanden. Wer hat Sie hierher empfohlen?« »Niemand. Ich sah nur einen Wagen wegfahren.« »Einen silbergrauen Bentley?« »Ich glaube schon.« »Das war einer unserer Gäste. Ein reizender Herr. Amerikanischer Millionär.« Der Wirt schien die nahe Bekanntschaft mit einem Millionär sehr zu genießen. »Haben Sie mit ihm gesprochen?« »Es war gar nicht möglich; er war zu weit weg.« »Nun ja!« Hogan lächelte tröstlich. »Vielleicht lernen Sie ihn morgen kennen.« Er öffnete die Tür. »Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte eine Minute, Sir. Ich werde mich jetzt um Ihre Unterbringung kümmern.« Ein paar Sekunden später hatte er Willie gefunden. »Für dich gibt's Arbeit, mein Sohn.« Er schob dem Jungen den Koffer zu. »Mach das mal

auf.« Willie grinste und zog einen Bund Schlüssel und Dietriche aus der Tasche. Er hatte *sie* selbst gemacht, und sie öffneten jedes Schloß, das er jemals gesehen hatte. »Kinderleicht.« Er machte einen Versuch, und schon war das Schloß offen. Drinnen waren ein kleineres, grünes Lederetui und ein Päckchen. Der Kelch war im Etui. Das Päckchen enthielt etwas unter siebenhundert Pfund in Zehnpfundbanknoten und eine Quittung über viertausendeinhundert Guineen, bezahlt für den Kauf eines Matalinni-Kelches. Erwartungsvoll sah Willie seinen Vater an. »Was hat das zu bedeuten, Vater?« »Das heißt, daß wir einen neuen Kunden haben, Junge - Aber es muß schnell gehen. Wo ist deine Großmutter?« »Bedient in der Bar.« »Gut. Sag ihr, ein neues Mitglied will *dem* Klub beitreten. Wenn du das getan hast, dann geh hinauf in den Sonderraum und räume alles weg, was von Donaldson drinnen ist. Wir brauchen das Zimmer.« »Ist das nicht ein bißchen riskant, Vater?« Willie erinnerte sich der schauerlichen Drohungen des Amerikaners. »Könnten wir das nicht anders machen?« »Mein Sohn, wenn wir ein Geschäft zu erledigen haben, dann muß es ordentlich geschehen mit den angemessenen Zeremonien. Du weißt, das ist nicht irgendein Geschäft, sondern ein sehr trauriges. Es muß respektvoll abgewickelt werden.« »Ja, Vater.« »Also, du räumst jetzt alles weg, aber merk dir genau, wo du die einzelnen Sachen weggenommen hast, damit du sie wieder dorthin zurücklegen kannst.« »In Ordnung.« »Und sag deiner Großmutter, sie soll eine Spezialsuppe oder so etwas machen. Unser voraussichtliches Mitglied trinkt nicht.« »In Ordnung, Vater.« Willie ging seinen Aufträgen nach. Hogan stellte den Koffer in einen der Küchenschränke und ging dann zurück, sich um Creightons Behaglichkeit zu kümmern. Unterwegs kehrte er noch mal um und stellte das Telefon ab. Man konnte nie wissen - der Mann könnte auf die Idee kommen, telefonieren zu wollen. Jay hielt den Bentley an einer Kurve an. Links bildeten die Berge einen zauberhaften Hintergrund aus Grün und Purpur für den silbrig schimmernden Ruß, der sich weit unten zwischen grasbewachsenen Ufern dahinschlängelte. Selina sah ihn

überrascht an. »Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht«, sagte er, »aber ich bin halb verhungert. Ich hatte nämlich kein Abendessen.« Sie fühlte sich sehr schuldbewußt. »Tut mir schrecklich leid, aber ich wußte nicht ...« Jetzt erst fiel ihr ein, daß auch sie seit dem Mittagessen außer einer Tasse Tee nichts zu sich genommen hatte. Auf dem Rücksitz stand ein mit einer Decke verhüllter Korb. Er beugte sich zurück und nahm die Decke ab. »Ich glaube, wir könnten einen Happen vertragen.« Er öffnete den Korb und beobachtete aus den Augenwinkeln ihren Gesichtsausdruck. Aufgeregt sah sie ihm zu, wie er ein Päckchen schneeweißer Papierservietten herausnahm.

Der Korb enthielt soviel zu essen, daß sechs Personen reichlich satt geworden wären. Der Imbiß begann mit heißer Suppe aus einer Thermosflasche, dann gab es gegrillte Hühnerschenkel mit grünem Salat. Jay zog eine Flasche Sekt heraus und verließ den Wagen, um sie zu öffnen. Er reichte ihr ein sorgfältig in Seidenpapier gehülltes Glas. »Bitte, packen Sie das aus.« Der Kork segelte gerade ins Tal hinunter, als sie sich aus dem Wagen lehnte, um ihr Glas füllen zu lassen. Anschließend gab es Obstsalat und köstliches Eis. Selina aß und trank nach Herzenslust. Als sie beim Kaffee angelangt waren, mußte sie den Gürtel ihres Regenmantels lockern. »So, das nennen Sie also einen Happen«, meinte sie und lachte. »Ich kann mich nicht erinnern, wann ich jemals so viel gegessen hätte. Ich habe gefuttert wie ein Wolf.« Er nahm ihr die leere Tasse ab. »Ich mag es gern, wenn jemand mit Vergnügen ißt, besonders dann, wenn es sich um schlanke, junge Blondinen handelt.« »Und das haben Sie alles so geplant?« Ihre Handbewegung schloß alles mit ein, auch die herrliche Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitete. »Ich stellte mir vor, das sei ein guter Platz für ein Picknick.« Sein Blick ruhte auf den fernen Bergen. Selina legte ihm die Hand auf den Arm und sah ihn scheu an. »Sie sind sehr lieb«, sagte sie leise, »viel freundlicher als ...« Sie wandte sich ab, aber Jay sah gerade noch die Tränen in ihren Augen. »Vielen Dank«, flüsterte sie. Er packte alles in den Korb zurück. »Der Abend hat noch

nicht begonnen«, antwortete er. Für Gordon Creighton war der Abend hingegen schon fast zu Ende. Die Restemahlzeit, die der Wirt ihm serviert hatte, war ganz ausgezeichnet gewesen, und der kleine Mann wurde nun schläfrig. Aber Exe schien noch viele Fragen stellen zu wollen, die Creighton, wenn auch gähnend, beantwortete. Creighton drängte ins Bett. Morgen mußte er auf dem schnellsten Wege nach Liverpool zurück, um den Kelch einem amerikanischen Käufer auszuhändigen, der ein am Montag auslaufendes Schiff nehmen wollte. Er stand auf. »Wollen Sie mir jetzt mein Zimmer zeigen?« fragte er. »Gewiß, Sir.« »Und was ist mit meinem Auto?« »Ich habe meinen Sohn gebeten, sich darum zu kümmern. Er ist ein sehr guter Mechaniker. Amateur zwar, aber er findet gewöhnlich jeden Defekt und bringt die Sache wieder in Ordnung.« »Gut.« Creighton gähnte. Plötzlich war er entsetzlich müde, vielleicht von der Anstrengung des Tages und dem reichlichen Essen. Wie ein Schlafwandler folgte er Exe durch die Halle; er sehnte sich nur noch nach einem Bett. Er bemerkte, daß ihn der Bärtige am Arm nahm und führte. Das hätte er zu jeder anderen Zeit abgelehnt, aber jetzt war er froh darum. »Hier ist Ihr Zimmer, Sir.« Exe hatte eine Tür geöffnet, und der Gast riß vor Staunen die Augen auf. Es war ein großartiger Raum, für einen Edelmann bestimmt. Und das Bett! Mit weichen Knien ging er auf das Kastenbett zu. »Ich hoffe, Sie werden tief und fest schlafen, Sir.« Exe half ihm, sich auf das Bett zu legen. »Es ist nicht mein Fehler, wenn Sie's nicht tun.« »Viel' Dank - sehr aufmerksam«, murmelte der Gast und begann gleich darauf zu schnarchen. Mit sich selbst zufrieden ging Hogan hinunter und trug das Meldebuch in sein Büro. Es war ein Ordner mit losen Blättern. Er nahm das Blatt mit Creightons Adresse und Unterschrift heraus, zerriß es nachdenklich in winzige Fetzen und warf es in den Aschenbecher. Dann hielt er ein Zündholz daran. Sollte es der Polizei einfallen, Nachforschungen anzustellen, so gab es keinen Beweis mehr, daß Gordon Creighton jemals die Burg auch nur von außen gesehen, geschweige denn in ihr übernachtet hatte. Mit jeder zurückgelegten Meile wurde Selina fröhlicher. Die bedrückende Stimmung, die sie in der

Burg immer belastete, war von ihr abgefallen. Von Zeit zu Zeit warf Jay ihr einen kurzen Blick zu. Vielleicht hatte sie der Sekt, den sie getrunken hatte, gesprächiger gemacht; im Augenblick konnte er sich nichts Schöneres vorstellen, als ihr zuzuhören. »Nun, und was geschah dann, nachdem Ihre Mutter gestorben war?« »Vati brachte mich nach Schottland zurück.« Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. »Hören Sie, jetzt habe ich Ihnen alles über mich erzählt. Und was ist mit Ihnen?« »Es gibt nichts, was des Erzählens wert wäre.« Sie sah ihn neugierig an. »Stimmt es, daß Sie Millionär sind?« Diese Frage überraschte ihn. »Wer hat Ihnen das gesagt?« »Onkel Hogan.« Seine nächste Frage hätte nun sein müssen, wer es Hogan erzählt habe. Über seine finanziellen Verhältnisse hatte er mit ihm bestimmt nicht gesprochen. »Glauben Sie nur nicht alles, was Ihr Onkel sagt, Selina«, antwortete er leichthin. »Warum sind Sie hierhergekommen?« »Nach Aarolie?« Er lachte. »Eine sentimentale Reise. Ich wollte die Heimat meiner Vorfahren besuchen. Sie kamen aus dieser Gegend.« Wieder lachte er. »Aber wissen Sie was? Seit ich hier bin, habe ich noch nicht den kleinsten Versuch gemacht, ihren Spuren nachzugehen.« »Sie meinen, Ihre Leute kamen hier vom See?« Sie war ganz aufgeregt. »Meine auch! Ich habe ein Stückchen Land auf der anderen Seite der Berge.« »Dann sind Sie also sozusagen eine Grundbesitzerin?« Ihr perlendes Lachen klang ihm wie Musik. »Nein, bestimmt keine Grundherrin! Es ist eigentlich gar kein Grundstück, sondern mehr ein Bergbauernhof, ungefähr der ärmste im ganzen Hochland. Ein Schaf auf hundert Morgen.« »Und Ihnen gehören hundert Morgen Land?« »Dreihundert. Das heißt, sie gehören mir noch nicht ganz.« Er staunte immer mehr über sie. Dreihundert Morgen Land! Das war ein ganz schönes Stück Erde, um darin Wurzeln zu schlagen. »Wenn Sie aber so viel Land haben, warum arbeiten Sie dann für Ihren Onkel?« fragte er. Ihre Augen wurden ernst. »Wir - wir haben eine Art Vertrag. Ich arbeite während des Sommers bei ihm, um mich im Winter über Wasser halten zu können.« Sie lächelte resigniert. »Das ist keine sehr außergewöhnliche Situation, Mr. Donaldson.«

»Ich heiße Jay.« »Gut, also Jay für heute.« Sie hatten nun die Außenbezirke der Stadt erreicht, und Jay mußte sich auf den Verkehr konzentrieren. Mrs. Exe betrat, noch immer als Königin Maria von Schottland gekleidet, vom Lift aus das holzgetfelte Schlafzimmer und nahm den Wecker aus der Tasche ihres Umhangs. »Hat er es bequem. Lieber?« fragte sie Hogan, der sich ein frisches Glas Whisky einschenkte. »Es gibt keine Schwierigkeiten, Mutter.« »Gut.« Sie ging zum Bett und sah auf den kleinen Mann herab, der schnarchend auf der Bettdecke lag. »Nicht viel Fleisch auf den Knochen«, meinte sie geringschätzig.

»Nein. Klein und geräuschvoll.« Sie kicherte. »Das werden wir bald abstellen.« Sie zog den Wecker auf, stellte ihn auf *Erledigt* und setzte sich an den Kamin. Hogan gab sein Signal an Willie durch. Der Betthimmel senkte sich langsam, und Hogan nahm neben seiner Mutter Platz, die aus einer Tasche ihrer wallenden Gewänder eine Hkelarbeit hervorzog. »Ich muß mit dir über Mr. White sprechen«, sagte sie und hkelte flink vor sich hin. »Macht er rger?« »Nicht gerade, nur seine Lesewut wird allmählich lästig.« »Ich werde mit ihm reden.« Er warf dem Bett einen Blick zu. Der bewußtlose Mann war nun nicht mehr zu sehen. »Das wäre schön. Er versteht einfach nicht, daß wir ihm nicht ständig neue Bücher beschaffen können. Die sind ja viel zu teuer.« »Er ist eine Leseratte, aber er liest immer das Falsche. Lauter frivoles Zeug. Jeder Mensch sollte sich bemühen, seine Kenntnisse zu erweitern.« Zärtlich tätschelte sie das Knie ihres Sohnes. »Ja, natürlich. Aber nicht jeder ist so wie du, Lieber.« Ihre Augen waren ein Meer von Zärtlichkeit für ihren Sohn. »Kein einziger ist so gut und tüchtig wie mein Hgy.« Der Ball hatte gerade erst begonnen, als Jay und Selina den geschmückten Saal betraten. »Ich setze hundert Dollar, daß *du* heute die Schönste auf dem Ball bist«, erklärte Jay begeistert. Nach den ersten sechs Tänzen war er noch überzeugter davon, daß sie das entzckendste Mädchen im Saal sei Ihre Wangen waren rosig angehaucht, und ihre Augen strahlten. Sie gab sich restlos dem Vergnügen des Tanzes hin. Während einer Tanzpause musterte er sie besorgt. Sie war fast etwas zu sehr

aufgezogen; ihre Lustigkeit wirkte schon beinahe unnatürlich. Vielleicht war der Sekt zu ungewohnt gewesen. Aber dafür hatten sie seit ihrer Ankunft noch nichts getrunken, sondern immer nur getanzt. »O Jay, es ist himmlisch, himmlisch, einfach himmlisch!« schwärmte sie. Die Musik setzte wieder ein, und sie nahm seinen Arm. »Komm, komm! Wir dürfen keine Zeit verlieren!« Er lächelte verständnisinnig und legte den Arm um sie. Der geschickteste Tänzer war er zwar nicht, aber die Tanzfläche war so voll, daß seine Fehler überhaupt nicht auffielen. Außerdem wäre er ohnehin nicht aufgefallen, denn Selina schien selbst seinen originellsten Tanzschritten mühelos folgen zu können. Sie tanzten wortlos bis zur nächsten Pause. »Was ist dir lieber? Etwas zu trinken oder ein bißchen frische Luft?« »Luft, bitte. Ich könnte jetzt nicht stillstehen oder gar sitzen.« »Ich freue mich, daß es dir gefällt.« »Gefallen? Es ist einfach himmlisch!« Sie schmiegte sich in seinen Arm. Bei jeder anderen Frau hätte er diese Geste als eindeutige Aufforderung betrachtet, doch bei Selina war es nur ein unschuldiger Beweis von Dankbarkeit. »Das ist der erste Ball, den ich seit weiß wie vielen Jahren mitmache.« »Tanzen gefällt dir wohl sehr?« Sie überlegte. »Eigentlich nicht so besonders, es ist nur ...« Aus ihren Augen verschwand plötzlich alle Fröhlichkeit. »Was ist nur ...?« »Ach, nichts.« Sie sah ihn ernsthaft an. »Vielleicht sind es die Menschen, die Lichter und die Musik.« Sie standen jetzt in einer Ecke des Balkons; um sie herum war die Dunkelheit der Nacht, über ihnen der prangende Sternenhimmel. »Warum suchst du dir keine Stellung in einer freundlicheren Umgebung, wo du viele Leute um dich hast?« »Ich muß bei dieser Arbeit bleiben.« »Es ist doch nicht die einzige, die es gibt.« »Für mich schon.« Ihre Stimme klang jetzt traurig. »Mindestens für die nächsten drei Jahre. Verstehen Sie, Mr. Donaldson ...« - sie hatte unwillkürlich wieder die förmliche Anrede benutzt -, »ich brauche mindestens noch drei Jahre, um meine Schulden loszuwerden.« Er war überrascht. »Schulden? Wieso?« »Oh, keine unehrenhaften, bestimmt nicht.« Er hätte sich ohrfeigen mögen, denn seine Frage hatte wie die eines Puritaners geklungen. »Verzeih, bitte.« *Ich*

»müßte mich eigentlich entschuldigen«, meinte sie bedrückt. Wie konnte sie nur den schönen Abend so verderben? Aber sie mußte endlich mit jemandem reden. Und nun, da sie begonnen hatte, wollte sie ihm alles erzählen. Wenn er auf ein Amusement aus war, würde er sie ohnehin bald aufgeben. »Es ist keine ungewöhnliche Sache«, erklärte sie ihm. »Als mein Vater starb, hatte er Schulden bei Onkel Hogan. Die bezahle ich nun ab, so gut ich kann.« Er zögerte mit seiner Antwort. »Und kannst du nicht irgendwo eine besser bezahlte Arbeit finden, um schneller abzahlen zu können?« »Vielleicht.« »Warum, um Himmels willen, tust du das dann nicht?« »Solange ich in Aarolie bin, kann ich ab und zu nach Hause gehen.« Sie lächelte verträumt. »Und das ist sehr schön.« Die Musik setzte wieder ein. »Kann ich jetzt etwas zu trinken bekommen, bevor wir wieder tanzen?« Ein wenig bestürzt folgte er ihr in den Saal und führte sie zur Bar. Vielleicht war es besser, heute all diese Dinge zu vergessen. Willie schob den plastikumhüllten Drahtkäfig und seinen Bewohner auf das Förderband zur Rampe und salutierte stramm, bis der Käfig außer Sicht war. Sein Vater ging zu den Booten hinaus; Willie zog ein Buch aus seiner Tasche, das er Mrs. Exe reichte. »Hier, Oma.« »Vielen Dank, Lieber.« Sie lächelte ihn mütterlich an. »Du bist ein guter Junge, Willie.« Das Gewand der Königin von Schottland war ein bißchen lang, und sie mußte die Röcke raffen; gefolgt von Willie, rauschte sie durch das Labyrinth von unterirdischen Gängen und Kellern. Sie drehte sich plötzlich um und runzelte die Stirn. »Hast du nicht etwas vergessen?« Er sah sie an und überlegte angestrengt. Ihm fiel nichts ein. »Was denn, Oma?« »Du mußt das Spezialzimmer wieder für Mr. Donaldson herrichten.« »Ach ja! Am liebsten würde ich's gleich endgültig für ihn herrichten.« »Na na, Willie, so etwas sagt man doch nicht. Mr. Donaldson wird noch lange bei uns bleiben. Vielleicht jahrelang.« Mit einer Handbewegung scheuchte sie ihn fort und ging selbst zu Mr. White weiter. »Guten Abend, Mr. White. Es sieht so aus, als hätte der Regen aufgehört.« »Haben Sie etwas zu lesen mitgebracht?« Er war sehr nervös und bedrückt, denn er wußte genau, was

sie eben getan hatten. »Wir haben gerade einen unserer Gäste verabschiedet«, erzählte sie gleichmütig. »Kein sehr netter Mann. Ich würde ihn gar nicht aufnehmen, wenn er nochmals käme.« »Haben Sie mir ein Buch mitgebracht?« »Nun, ich habe sogar zwei bei mir.« Aus ihren geräumigen Taschen holte sie zwei zerfledderte Bücher heraus, die sie so auf den Tisch legte, daß er sie nur mit Mühe erreichen konnte. Mit zitternden Händen griff er nach ihnen; doch als er sie ansah, heulte er vor Enttäuschung und Zorn laut auf. »Die habe ich schon gelesen!«

»Wirklich? Aber Sie werden sie sicher gern noch einmal lesen.« White zitterte vor Wut. Er warf eines der Bücher auf den Tisch. »Das hier habe ich schon fünfzehnmal gelesen«, brüllte er, »und das andere schon siebzehnmal!« »Na, na!« Sie sah ihn besorgt an. »Sie sollten wirklich nicht so viel lesen, Mr. White. Sie ruinieren Ihre Augen.« Sie warf einen Blick auf die Titelbilder der Taschenbücher. Eines zeigte eine Braut, die entsetzt vor einem Ungeheuer mit menschlichem Gesicht flüchtete; es trug den Titel: *Terror in der Nacht*; das andere hieß *Die Gefangenen der Kreaturen*; es zeigte ein an einen Pfahl gebundenes Mädchen, das von dreiäugigen Riesen gequält wurde. White schluchzte hilflos vor sich hin» »Nun, nun, keine Tränen«, mahnte Mrs. Exe. »Das Leben ist zu kurz für Traurigkeit.« Dann legte sie das Buch, das Willie ihr gegeben hatte, auf den Tisch. »Das hier heitert Sie vielleicht auf.« Nach einer Weile blickte er auf und sah das Buch. Mühsam zog er es zu sich heran. »Oh, vielen Dank, vielen Dank!« stammelte er. »Aber langsam lesen«, mahnte sie, »wir können Sie nicht jeden Tag so verwöhnen, ja?« Sie nickte, mit sich selbst zufrieden, und ging weg. White bemerkte das nicht mehr. In einer Ekstase von Vorfreude betrachtete er den in alten Lettern gesetzten Titel: DIE GESCHICHTE EINES REISENDEN ÜBER EIN SELTSAMES BETT UND ANDERE GESCHICHTEN von *Wilkie Collins*

Hastig schlug er das Buch auf und begann zu lesen. Hogan kettete das Boot am Pfosten fest und ging in die Burg, wo er von Willie schon erwartet wurde. »Ist alles in Ordnung, Sohn?« »Ja, Vater.«

»Ist der Amerikaner schon zurück?« »Nein.« »Und wo ist die Großmutter?« »In der Bar.« »Dann wollen wir etwas trinken, oder? Ich glaube, das haben wir uns verdient.« Selbstbewußt marschierte Hogan zur Bar. Das eben abgewickelte Geschäft war das beste Zeichen dafür, daß die Dinge sich zu seinen Gunsten änderten. Der kleine Creighton war ein Geschenk des Himmels - sozusagen. Über der Bartheke brannte eine kleine Lampe, sonst war es dunkel. Mrs. Exe polierte Gläser; an ihrer Unterlippe baumelte eine Zigarette. Vor ihr stand ein großes Glas Rum. »Alles in Ordnung, Hoky?« »In bester Ordnung.« »Großartig. Dann brauchst du etwas zu trinken.« »Kann ich auch etwas bekommen?« fragte Willie. Sie legte den Kopf schief und sah ihn an. »Wenn dein Vater es erlaubt.« Hogan nickte. »Was soll's sein?« fragte sie ihren Enkelsohn. Er überlegte. »Portwein und Tomatensaft.« »Schön, mein Junge.« »Und eine Kirsche?« »Ich glaube, das geht, mein Kerlchen.« Sie leerte ihr eigenes Glas - es war nicht gerade klein - und goß dann für die beiden anderen die Getränke ein, die diese auf ihr eigenes Wohl in einem Zug austranken. Es war direkt eine Zeremonie. Hogan stellte sein Glas zurück. »Zeit, ins Bett zu gehen, Willie. Du mußt morgen vor Tau und Tag aus den Federn, um den Wagen loszuwerden.« Selina genoß den Abend. Sie war bester Laune und lachte unaufhörlich; aber als sie auf die Uhr sah, erschrak sie. »Zwei Uhr schon! Das ist doch gar nicht möglich!« Ihr Lachen war wie weggewischt. »Ich muß nach Hause.« »Wir haben noch eine ganze Stunde zum Tanzen.« »Ich nicht. Es wird drei Uhr, bis wir zurück sind, und um sechs muß ich wieder aufstehen.« Sie sah traurig vor sich hin. »Es war ein so schöner Abend.« Auch Jay bedauerte, daß sie so plötzlich aufbrechen mußten, doch er fügte sich ihrer Entscheidung, wenn es für ihn auch schwierig war, sich ihren ständig wechselnden Gefühlen anzupassen. Jetzt war sie wieder ernst, fast ebenso bedrückt wie vor einigen Tagen, als er sie kennenlernte. Vielleicht war er unfair ihr gegenüber. Er konnte ja ausschlafen, wenn er müde war, aber Selina hatte einen Tag harter Arbeit vor sich. Das Personal war wirklich zu knapp für dieses Hotel. Die Rückfahrt verlief schweigsam.

Selina hatte sich auf ihrem Sitz zusammengekauert und den Mantel eng um sich gezogen. Mit jeder zurückgelegten Meile schien sie deprimierter zu werden. Sie sah so aus, als wolle sie ihn wieder >Sir< nennen, würde er ihr eine Frage stellen. Beinahe erleichtert erkannte er vor sich ein Lichtzeichen, das ihn zum Halten winkte. Es war Tarn Bruce. »Hallo, Mr. Bruce, was ist los?« »Eigentlich nichts. Ich wollte nur wissen, wer da unterwegs ist.« Bruce spähte in den Wagen. »Kommt ihr vom Ball zurück?« »Ich rechnete damit, Sie dort zu treffen, Mr. Bruce.« »Ich hab' meine Pflicht zu tun, Sir«, antwortete er ernsthaft. »Wenn ich nicht unterwegs war, täten die Wilderer ja, was sie wollten.« Jay bemühte sich ernst zu bleiben. »Ich glaube, wir haben keinen gesehen.« »Na schön.« Er trat vom Wagen zurück. »Gute Nacht also mitsammen.« Jay fuhr lachend weiter. »Nein, wie soll man ihm die Wilderer wohl glauben?« »Er könnte aber doch recht haben.« Überrascht sah er sie von der Seite an. »Glaubst du wirklich?« Aber sie blieb schweigsam, bis sie die Burg erreichten. Die hellen Scheinwerfer strahlten die grauen Gemäuer an. »Das wäre ein Effekt, wenn man die Burg mit Flutlicht anstrahlen würde«, sagte er. Der Wagen stand noch nicht ganz, da war Selina auch schon herausgesprungen. Mit ausdruckslosem Gesicht sah sie ihn an. »Vielen Dank, Sir. Es war ein wundervoller Abend - Wirklich wundervoll.« »He, was, zum Teufel ...!« rief er mißmutig, aber sie war schon im Haus verschwunden. Enttäuscht runzelte er die Stirn und fuhr den Wagen zum Schuppen. Ein anderes Fahrzeug stand an dem Platz, wo er sonst seinen Bentley abstellte. Er kannte den Wagen nicht, also mußte wohl ein neuer Gast da sein. Er parkte den Bentley an einer anderen Stelle und ging zum Tor. Es war eine sternklare Nacht und beinahe Vollmond. Er bekam Lust, noch einen kurzen Spaziergang am See zu machen. Aber allein? Da war das Bett schon besser. Die Halle machte mit ihrer dürrtigen Nachtbeleuchtung einen geisterhaften Eindruck. Er betrat sein Zimmer und stellte erstaunt fest, daß im Kamin noch Feuer brannte. Wie immer entleerte er seine Taschen und breitete deren Inhalt auf dem Toilettentisch aus. Da sah er, daß nichts von all den Dingen,

die dort standen, am gleichen Platz wie vorher lag -Auch im Bad schienen sich die verschiedenen Gegenstände selbständig vom Fleck gerührt zu haben. Trotzdem hätte er noch an Einbildung geglaubt; doch dann zog er die Schublade auf, in der er seine frischen Socken verwahrte und fand Oberhemden. Sein ganzes Leben lang hatte er die Socken immer und überall in der linken Schublade gehabt, jetzt waren sie in der rechten. Nachdenklich rieb er sein Kinn. Steckte vielleicht Willie dahinter? Selina kletterte in ihr Bett und starrte an die Decke. Langsam rollten Tränen über ihre Schläfen. »Tut mir so leid, Jay«, flüsterte sie. Sie mußte ihn mit ihrem Benehmen sehr gekränkt haben, und sie hätte viel dafür gegeben, wäre es möglich gewesen, diese Kränkung ungeschehen zu machen. Er war so liebenswürdig. Aber für sie war alles so schwierig, und es gab so vieles, das sie ängstigte. Ihre Tränen flossen immer reichlicher. Endlich knipste sie die Lampe am Bett aus und verbarg ihr Gesicht im Kissen, so daß ihr Schluchzen nicht gehört werden konnte. »Verdammt, verdammt, verdammt!« weinte sie und ballte verzweifelt ihre kleinen Fäuste. Sie war schon wieder wach, als die erste Dämmerung hereinbrach. Betrübt überdachte sie nochmals den vergangenen Abend und stellte fest, was sie alles falsch gemacht hatte. Sie hätte unverschämtes Glück, sähe der Amerikaner sie auch nur noch einmal an. Plötzlich hörte sie das leise Geräusch eines Motors; sie setzte sich auf in der Meinung, Jay reise nun ab, weil er sie nicht mehr sehen wolle. Sie sprang aus dem Bett und lief zum Fenster. Sie konnte von ihrem Fenster aus gerade noch ein Stückchen des Vorplatzes sehen. Unten stand ein Wagen, den sie nicht kannte; das Dach war weiß und die Karosserie rot. Willie kam auf einem Fahrrad an. Er stieg ab und verstaute das Rad im Kofferraum des fremden Wagens. Dann stieg er ein und ließ den Motor an. Dieser Wagen hatte einen lauten Motor, so, als sei er nicht in Ordnung, während der Bentley fast geräuschlos fuhr. Sie trat einen Schritt vom Fenster zurück und konnte sehen, wie Willie davonfuhr. Bald verschwand er in einer engen Kurve. Wessen Wagen fuhr Willie da? Und weshalb war er zu so früher Stunde unterwegs? Fröstelnd kroch sie wieder ins Bett

und schlief erstaunlicherweise wieder ein. Willie hielt am Viehgatter an und überzeugte sich davon, daß die Straße verlassen dalag. Befriedigt fuhr er nach links auf die Straße. Sie ging durch mannshohe Fichtenpflanzungen. Nach einer Meile erreichte er eine Fahrspur, die an einer Lichtung vorbeiführte; sie war durch einen Waldbrand entstanden. Der Pfad wurde steiler und schmaler. Links und rechts von ihm standen Drahtkörbe mit Weidenbesen, die zur Feuerbekämpfung dienten. Es war schwierig, an ihnen vorbeizukommen. Der Motor gab häßliche Geräusche von sich, und Willie glaubte schon, er würde nun bald versagen, doch er hatte Glück. Die Bäume standen wieder weiter auseinander, da und dort ragte ein Felsen aus der Erde, und endlich hatte er den Platz erreicht, wo er halten wollte. Vor ihm schlängelte sich der Pfad zwischen zwei riesigen Felsen hindurch; dahinter lag eine saftiggrüne ebene Fläche, umgeben von grauen Granitbrocken. Er stieg aus, nahm das Fahrrad aus dem Kofferraum und lehnte es an einen Felsen. Dann stieg er wieder ein und ließ den Motor aufheulen. Der Wagen schoß vorwärts, zwischen den Felsen durch auf das saftige Grün zu. Nach wenigen Wagenlängen hielt er an; die Räder versackten in dem moorigen Grund. Laut lachend stieg Willie aus, kletterte auf das Wagendach, blieb dort eine Weile mit ausgestreckten Armen stehen und ließ sich dann vorsichtig auf den Deckel des Kofferraums nieder. Mit einem riesigen Satz landete er auf festem Grund; er strauchelte, fing sich aber wieder. Er lachte krampfhaft. Der Wagen tauchte immer tiefer in den grünen Sumpf; zwei oder drei Minuten später würde er nicht mehr zu sehen sein. Willie hob ein paar Steine auf, warf sie auf das Wagendach und zerschmetterte das Rückfenster. Dann war das erregende Schauspiel zu Ende. Mit einem letzten Gurgeln verschwand das Dach, und das tödliche Moor schloß sich über ihm. Willie stand stramm und salutierte. »Spurlos verschwunden, Admiral«, stellte er düster fest, »und keine Überlebenden.« Aus dem nächsten Drahtkorb nahm er einen Besen und verwischte damit die Reifenspuren. Als dies getan war, stellte er den Besen zurück, bestieg sein Rad und fuhr heimwärts. Selina erwachte erneut, drehte sich

nochmals wohligh um und warf einen Blick auf ihren Wecker. Es war schon fast sieben Uhr. Entweder hatte sie ihn nicht richtig gestellt, oder nicht gehört. »Du guter Gott!« rief sie, sprang aus dem Bett, wusch sich rasch und kleidete sich an. Sie warf einen nachdenklichen Blick auf das Kostüm des gestrigen Abends, zuckte mit den Schultern und griff nach ihm, um es ihrer Tante zurückzubringen. Als auf ihr Klopfen niemand antwortete, öffnete sie die Tür und trat ein. Mrs. Exe war nicht da. Das Zimmer sah, wie gewöhnlich, unordentlich aus. Neben der Nähmaschine lag ein Häufchen Stoff. Selina hob den Stoff auf und legte ihn über eine Stuhllehne. Zu ihrem Erstaunen kamen darunter zwei Koffer zum Vorschein; beide trugen die Goldbuchstaben G. C. Der einzig freie Platz im Raum war das Bett; darauf legte sie das Kostüm. Wie würde Jay sie wohl begrüßen, wenn sie nun hinunterkam und ihm begegnete? Sollte sie sich bei ihm entschuldigen, daß sie so plötzlich davongerannt war, oder sollte sie nicht mehr daran denken? Aber das waren müßige Überlegungen, denn Jay kam nicht zum Frühstück. Der wehe Verdacht stieg in ihr auf, Jay könne das Hotel verlassen haben, und sie beschloß, im Schuppen nachzusehen, ob der Bentley noch da sei. Erleichtert seufzte sie auf, als sie ihn sah. »Suchst du etwas?« fragte Willie, der an der Werkbank stand und etwas reparierte. Sie schüttelte nur den Kopf, denn sie hatte keine Lust, mit ihm zu sprechen. Er verfolgte sie mit seinen Blicken, öffnete ihren Gang nach und streckte ihr die Zunge heraus. Dann machte er sich wieder an die Arbeit und klemmte zwei Kabelstücke in einen Schalter; es kam wieder jemand. Diesmal war es der Amerikaner, um den Ölstand und die Batterie zu überprüfen. »Hallo, Käpt'n!« grinste Willie. Jay sah kurz auf. »Morgen, Willie.« Er hätte besser daran getan, den Burschen zu übersehen, denn er kam nun grinsend daher und steckte den Kopf unter die Motorhaube. »Feine Maschine, Admiral«, lobte er. Er schien sie wirklich zu bewundern und strahlte sie an, wie eine junge Mutter ihr Neugeborenes. Ob Jay wollte oder nicht - ihm gefiel das. »Du magst Motoren?« fragte er. »Ich baue selbst einen.« »Na, wirklich!« Jay tat interessiert. »Und wofür?« Der Junge sah

sich um, als wolle er nicht gehört werden. »Ich baue ein Raumschiff«, flüsterte er. »Ein - ein Raumschiff?« Jay musterte ihn belustigt. Der Bursche war doch eigentlich ziemlich beschränkt. Ein Raumschiff? Sicher war das nur ein Witz. »Und welchen Treibstoff willst du nehmen?« fragte er mit ernster Miene. »Soweit bin ich noch nicht.« Willie war nun ganz Techniker. »Ich arbeite gerade am Abschußproblem.« »Das ist ja allerhand!« »Es muß was sein, was noch niemand hat.« Willie rückte näher. »Ich werde mein Schiff vom Seegrund abschießen. Ich laß es so tief wie möglich 'runter, dann füll ich es mit Luft, daß es an die Oberfläche schießt, und wenn es aus dem Wasser aufsteigt, zünd ich die Raketen.« »Das ist ja sehr interessant.« Jay schloß die Motorhaube. Willie sah ihn triumphierend an. »Das verstehen Sie nicht, oder?« »Was denn?« »Wenn mein Raumschiff das Wasser verläßt, dann rast es mit tausend Meilen in der Stunde weiter, und beschleunigt ständig. Das kommt alles durch das Wasser. Das Trägheitsmoment ist ausgeschaltet. Auf die Art braucht man weniger Treibstoff, hat mehr Platz und kann auch mehr Frachten unterbringen. Oder man kann so viel Treibstoff laden, daß man damit die Anziehungskraft der Erde überwindet.« Er lachte stolz. »Ich kann damit zur Venus fliegen, und dann beweis ich euch Yankees, daß es dort Leben gibt.« Das reichte Jay. Er klopfte dem Jungen auf die Schulter und stieg in seinen Wagen. »Du bist ein gescheiter Kerl, Willie. Sehr gescheit.« Dann fuhr er weg. Willie starrte ihm nach; seine gute Laune war verflogen. »Du bist noch lange nicht gescheit genug, daß du das verstehst! Ja, drohen, daß du andere Leute verhaust, das kannst du!« Hogan Exe war bester Stimmung. Er war in der Küche, tauchte den Zeigefinger in sämtliche Töpfe und leckte ihn zwischendrin immer wieder ab. Mrs. Exe kam vom Weinkeller zurück und stellte einen Korb mit einem Dutzend Flaschen auf den Tisch. »Wir brauchen Weißwein, Hogy.« »Ich gehe heute in die Stadt, dann bestelle ich ihn.« »So, du gehst in die Stadt? Warum?« fragte sie verwundert. »Ach, nur zum Feiern.« »Und was gibt's dort zu feiern?« Er legte liebevoll einen Arm um ihre Schulter. »Ich hab' gerade ein

gutes Geschäft gemacht - der Yankee kauft ein Stück vom Fluß.« »Das ist ja großartig!« rief sie erfreut. »Er holt sich gerade das Geld. Zehntausend Dollar.« »Wie ist das in richtigem Geld?« »Mehr als dreitausend Pfund.« Sie schüttelte mißbilligend den Kopf. »Das ist aber nicht viel, wo er doch eine Million wert ist.« »Mehr konnte ich momentan nicht 'rausholen.« »Da lohnt sich das Risiko ja kaum. Wenn er verschwindet, gibt es bestimmt ein riesiges Theater. Er ist doch bekannt, oder?« Hogan wurde zornig. »Du bist auch niemals zufrieden!« Seine ganze gute Laune war verflogen. »Wie soll ich denn sonst zu so viel Geld kommen? Die lassen einen ja nicht 'ran, diese verdammten Kapitalisten. Denk doch daran, wie sie's mit mir gemacht haben!« Er redete sich in eine handfeste Wut hinein. »Schon gut. Deine alte Mutter hat eben nicht recht gehabt«, begütigte sie und tätschelte seinen Arm. »Ach, du versuchst immer, alles zu verderben!« schimpfte Hogan und schüttelte ihre Hand ab. Er sah sie böse an und marschierte zur Küche hinaus. Mißbilligend sah sie hinter ihm drein. Beinahe hätte Hogan Selina umgerannt, doch das schien er kaum zu bemerken. Wenig später heulte der Motor des Kombiwagens auf und Hogan raste davon. Doch seine mißmutige Stimmung war rasch wieder vorbei. Bevor er auf die Straße einbog, zog er lachend das Geldpäckchen aus der Tasche, das er Creightons Koffer entnommen hatte, und legte es auf den Beifahrersitz, damit er es manchmal liebevoll berühren konnte. Er leckte sich *die* trockenen Lippen in der Vorfreude auf die ausgiebige feuchte Feier zu Ehren des letzten Mordes. »Letzter Mord!« schrie er laut. Das Wort belustigte ihn und er lachte schallend. Tarn Bruce stieg vom seinem alten, plumpen Rad ab und erfuhr zu seinem Mißvergnügen, daß Exe weggefahren war. Der Himmel war heute knallblau, nur ein sanfter Wind milderte die zunehmende Hitze; aber das war kein Grund, eine vorbeugende Medizin auszuschlagen. Wer würde sie ihm jetzt anbieten? Willie lief ihm über den Weg. Tan» schickte ihn aus, seine Großmutter zu holen, die gleich darauf mit mehlweißen Händen in die Halle kam. »Was ist los, Tarn?« »Ich bin dienstlich hier, Mrs. Exe.« Sein nachdrücklicher Ton

schien sie nicht im geringsten zu beeindrucken. »Wir haben keine Wilderer gesehen, Tarn.« »Ich komm ja auch nicht wegen der Wilderer, Mrs. Exe.« Er zog ein Notizbuch aus der Brusttasche. »Ein Mann wird vermißt.« Er räusperte sich und begann laut zu lesen: »Gordon Creighton, Alter vierundvierzig. Mittelgroß. Schlank.« Er sah sie an. »War vergangene Nacht jemand da, auf den die Beschreibung zutrifft?«

Sie war ganz personifizierte Unschuld. »Du meine Güte, nein! Warum sollte er hier gewesen sein?« »Der Mann wird vermißt; die Polizei sucht nach ihm. Sie haben ihn nicht gesehen?« »Nein - Was hat er denn angestellt?« »Nichts, M'am. Man nimmt an, daß er einen Unfall gehabt hat.« »Vielleicht hat er sein Gedächtnis verloren.« »Das war möglich.« Willie lugte um die Ecke und Mrs. Exe rief nach ihm. »Willie, ein Mann wird vermißt.« »Was hat er denn angestellt, Oma? Wird er verhaftet?« »Nein, er hat nichts angestellt«, berichtete ihn Tarn. »Er hat eine Menge Wertsachen bei sich gehabt, und jetzt wird er vermißt.« »Dann hat ihn jemand ausgeraubt und umgebracht«, vermutete Willie. »Wahrscheinlich«, pflichtete Mrs. Exe ihm bei. »Heutzutage ist man nirgends mehr seines Lebens sicher.« Bruce starrte sie entgeistert an. Mord gab es hier herum nicht. Natürlich kam manches Stück Wild und mancher Fisch illegal ums Leben; aber Menschen? Nein! Er steckte das Notizbuch ein. »Wenn er sich sehen lassen sollte, dann seid so gut und laßt mich's wissen.« Dann bemerkte er Selina, die gerade dazukam. »Bist du gestern gut heimgekommen, Kleine?« fragte er und lächelte sie an. »Ja, danke.« Sie ging stirnrunzelnd weiter und spitzte die Ohren. »Er heißt Gordon Creighton. Sein Wagen ist weiß-rot.« »Weiß-rot«, flüsterte Selina vor sich hin. Sie blieb unter der Tür stehen, um zu lauschen, doch sie konnte nichts mehr verstehen, was der Polizist sagte. Als Jay zurückkam, schien die Burg verlassen zu sein. Er hatte den Tee versäumt, doch das störte ihn wenig. Er ging auf sein Zimmer. Am Spiegel steckte, mit einem Briefmarkenrandstreifen festgeklebt, ein Zettel. Er kannte die Schrift nicht, doch es mußte die Selinas

sein. Es war nur eine kurze Notiz: »*Bitte, ich muß so rasch wie möglich mit Ihnen sprechen. S.*« Er wußte nicht, was diese Mitteilung zu bedeuten hatte. Er schob den Zettel in die Tasche und ging in das obere Stockwerk zu ihrem Zimmer. Sie war nicht dort. Er sah sie erst im Speisezimmer, wo sie gerade die Tische zum Abendessen deckte. »Du wolltest mich sehen?« sprach er sie an. Erschreckt fuhr sie zusammen und ließ eine Handvoll Messer fallen. Etwas schien nicht in Ordnung zu sein. Sie sah müde aus, doch das war nach der kurzen Nacht nicht ungewöhnlich. Es mußte etwas passiert sein; sie war ganz verstört. »Nicht jetzt«, flüsterte sie ihm zu und sah zur Tür. »Was ist denn los?« »Ich - ich kann es jetzt nicht sagen«, flehte sie. Ihr Gesichtchen war sehr blaß, und sie zitterte. »Können Sie in einer Viertelstunde in mein Zimmer kommen?«

»Wenn du es möchtest.« »Ja. In einer Viertelstunde. Gehen Sie jetzt«, bat sie. Jay ging hinaus und dachte nach. Willie schoß an ihm vorbei. Er fuhr ein unsichtbares Motorrad, gab ordentlich Gas und raste durch die Halle, ohne den Amerikaner zu sehen. Der Bursche war wirklich nicht ganz normal, das war nur allzu deutlich sichtbar. Und was war mit Selina? War ihr rascher Gefühlsumschlag ein Zeichen von Labilität? Doch er verwarf diesen Gedanken schnell wieder. Selina öffnete leise ihre Zimmertür und zog Jay hinein. »Ich kann nicht länger als fünf Minuten bleiben«, flüsterte sie hastig, »aber ich muß mit einem Menschen sprechen.« »Nun, dann sprich.« »Ich - ich glaube, es gibt hier Gauner.« »Gaurer? Meinst du vielleicht Falschspieler?« Man hatte ihn einmal zu einer Runde Poker eingeladen, doch er hatte abgelehnt. »Wilderer.« Das kam ihm so komisch vor, daß er lachen mußte. »Ist das alles?« Doch Selina ließ sich durch seine Reaktion nicht stören. »Hör zu. Nach dem Mittagessen war Mr. Bruce da. Die Polizei sucht nach einem Mann. Er heißt Gordon Creighton. Meine Tante sagt, er sei nie hier gewesen. *Aber er war hier, in Aarolie, Letzte Nacht.*« »Woher weißt du das?« »In Tantes Zimmer sind ein paar Koffer mit den Buchstaben G.C.«

»Das ist eine magere Geschichte«, wandte Jay besorgt ein.

»Es gibt wahrscheinlich viele G. C.s.« »Ich weiß aber, daß der Mann hier war«, beharrte sie. »Ich habe auch seinen Wagen gesehen. Rot-weiß. Das war er bestimmt.« »Rot-weiß?« Da war doch ein zweifarbiger Wagen im Schuppen gestanden, als er nachts seinen Bentley dort abstellte. »Und was besagt das?« »Ich weiß auch nicht. Das solltest du mir ja sagen - Ich habe dann später gesehen, daß Willie mit diesem Wagen wegfuhr, so gegen fünf Uhr früh, vielleicht auch eher. Er hat sein Fahrrad mitgenommen und war nicht lange weg. Zum Frühstück war er wieder da.« Vor vierundzwanzig Stunden hätte er noch geantwortet, daß ihn die Geschichte nichts anginge, doch jetzt verlangten noch einige andere Faktoren nach Aufklärung. Warum hatte man zum Beispiel in seinem Zimmer umgeräumt, während er mit Selina beim Ball war. »Und was meinst du dazu?« »Das weiß ich eben nicht, aber ich habe Angst. Ich hätte mir nichts dabei gedacht, wenn Onkel oder Willie die Polizei belogen hätte. Aber Tante?« »Hast du mir auch alles gesagt?« »Nein«, gab sie zögernd zu. »Ich glaube, Onkel hält jemanden irgendwo in der Burg versteckt. Die Tante trägt immer Tablett mit vollen Schüsseln weg, aber ich glaube nicht, daß sie all das Zeug selbst ißt. Es muß irgendwo Wilderer geben, die Aarolie als Hauptquartier benützen. Mr. Bruce vermutet etwas, denn er kommt so oft hierher. Wahrscheinlich kann er aber noch nichts beweisen.« »Hast du mit ihm darüber gesprochen?« »Das kann ich doch nicht. Ich kann doch Tantchen nicht die Polizei auf den Hals hetzen.« Das war ein zu schwerwiegendes Problem, um es sofort lösen zu können. Selina hatte wenig Beweise für ihre Geschichte, doch seine eigenen Erfahrungen mit Exe ließen ihn scharf nachdenken, bevor er alles als Einbildung eines etwas hysterischen Mädchens abtat. Da waren die komischen Vorkommnisse in seinem Zimmer und Exes nicht ganz saubere Geschäfte. Am vergangenen Nachmittag hatte Jay bei seiner Bank veranlaßt, daß ihm zehntausend Dollar in bar zur Verfügung gehalten würden. War Exe wirklich ein Gauner? Im Augenblick wollte er vom Geld nichts erwähnen, denn Selina sollte ihn nicht für einen Dummkopf halten. Doch aufgeben konnte er nicht. Er

mußte zu Selina halten - in jeder Lage. Sie sah angstvoll auf den Wecker neben ihrem Bett. »In einer Minute muß ich weg.« Ihre Augen blickten ihn offen an. »Du glaubst jetzt, ich sehe Gespenster?« So ungefähr dachte er tatsächlich, aber er fühlte sich unbehaglich. »Nein, Selina. So ist es nicht. Aber wir haben keine Beweise.« »Na, gut. Wenn du sie haben willst, werde ich versuchen, sie zu finden. Warte hier auf mich.« Sie sprach sehr bestimmt, öffnete die Tür und lief den Korridor entlang. Wenige Sekunden später kam sie zurück und schwenkte einen Gegenstand. »Und was ist damit?« Es war eine Lederbrieftasche, alt und fleckig vom langen Gebrauch und anscheinend leer. Aber es waren noch einige Papiere darinnen, ein Führerschein, eine Versicherungskarte für das Auto und die Mitgliedskarte für einen Tennisklub. Alle drei Papiere lauteten auf den Namen Gordon Creighton. »Gordon Creighton«, sagte er langsam. »Also hast du recht gehabt.« Aber der Sieg interessierte sie nicht. »Was tun wir jetzt?« »Leg das Ding wieder zurück. Ich denke darüber nach. Nach dem Abendessen entscheiden wir dann, was wir unternehmen.« »Guter Gott! Ich muß mich beeilen!« Sie nahm die Brieftasche und huschte in das Zimmer ihrer Tante. Sie hatte die Brieftasche sofort entdeckt, denn sie lag offen auf einem Pack Wäsche in der ersten Schublade, die sie aufgezogen hatte. Dorthin legte sie sie auch zurück. Dann rannte sie an Jay vorbei die Wendeltreppe hinunter. Der Amerikaner folgte ihr nachdenklich. Im unteren Stockwerk beobachtete ihn Willie, durch einen Türspalt. Als Jay außer Sicht war, kehrte Willie in sein Zimmer zurück und schaltete die Lautsprecher ab, mit deren Hilfe er jedes Wort der Unterhaltung zwischen Selina und dem Amerikaner belauscht hatte. »Report ans Hauptquartier, Kommandant«, sagte er laut zu sich selbst. Dann suchte er seine Großmutter, der er alles erzählte. Ungeduldig wartete Jay in der Telefonkabine des Hotels auf die angemeldete Verbindung. Endlich vernahm er die tiefe Stimme. »Hallo, Mr. Bruce. Hier spricht...« »Ah, Mr. Donaldson.« »Richtig.« Jay war beeindruckt von der selbstverständlichen Sicherheit des Polizisten. »Was kann ich für Sie tun?« »Oh, nicht viel - Ich habe gehört, daß Sie nach

einem Vermißten suchen. Ich glaube, er heißt Clayton.« »Nicht Clayton, Sir. Creighton. Gordon Creighton.« »So?« Jay gelang sogar ein Lachen. »Dann ist's nicht der, den ich meine. Neulich habe ich einen Clayton getroffen, und ich dachte ...« »Nicht derselbe, Sir.«

Verdammter Polizist! Konnte man dem denn gar keine Informationen entlocken? »Aus welchem Grund wird er denn gesucht? Das heißt, weshalb wird er vermißt?« »Er hat eine Menge Wertsachen bei sich gehabt. Aber das hab' ich schon Mrs. Exe alles erzählt. Wenn Sie's wissen wollen, sagt sie's Ihnen sicher.« Jay legte auf. Er wußte noch immer nicht, was er tun sollte. Er suchte nach Selina, konnte sie aber nicht finden. Willie kam aus der Küche. »Weißt du, wo Selina ist?« fragte er ihn. Willie grinste und sah über Donaldsons Schulter zu Mrs. Exe hinüber, die sich im Hintergrund versteckt hielt. »Sie ist im Weinkeller, Admiral.« »Dann sag ihr, daß ich gern mit ihr reden möchte.« »Jawoll, Sir.« Er eilte zu seiner Großmutter, die ihn am Arm festhielt. »Ich wollte, dein Vater wäre hier«, sagte sie. »Der wüßte, was jetzt zu tun ist.« »Der Yankee hat gerade telefoniert, Oma. Wahrscheinlich mit der Polizei.« »Oh! Wenn Bruce hier herumschnüffelt, darf er nichts mehr finden.« Sie hatte einen Entschluß gefaßt. »Du kennst deine Arbeit, Willie.« »Können wir sie nicht erst nach dem Abendessen erledigen?« bettelte er. »Dann kann sie wenigstens noch bedienen. Ich hab' es satt, immer ihre Arbeit tun zu müssen.« Sie sah ihn streng an. »Sei vernünftig und tu, was man dir sagt!« Donaldson war weggegangen. Hoffentlich war er nicht in seinem Zimmer. Schnaufend vor Anstrengung hastete sie die Treppe hinauf. Machte er Ärger, so mußte sie ihn so gut es ging außer Gefecht setzen. Hätte sie einen Blick zurückgeworfen, so hätte sie Jay zurückkommen und zu ihr hinaufschauen sehen. Doch Mrs. Exe war zu sehr beschäftigt. Sie klopfte an Jays Tür, lauschte, hörte nichts und lugte durch das Schlüsselloch. Im gleichen Augenblick kam Jay um die Ecke. Er trat einen Schritt zurück, um sie zu beobachten. Sie öffnete die Tür und trat ein. Er wartete noch ein wenig, um sie bei dem, was sie tat, zu erwischen oder ihr in die Hände zu laufen, wenn sie herauskam. Sie brauchte nicht lange. Mr.

Donaldson besaß eine Jagdflinte mit Zielfernrohr in einem Lederetui und einen Kasten mit zwei Pistolen. Sie nahm beide Behälter und trug sie zum Geheimlift. Als sie unten im Keller wieder ausstieg, vergaß sie in der Eile, das Gitter ganz zu schließen. Sie hatte ja so viel zu tun! Jay verließ auf seinem Wachposten allmählich die Geduld. Er schlich zu seinem Zimmer, riß mit einem Ruck die Tür auf, um die alte Frau zu erschrecken - doch diese war weg. Spurlos verschwunden. Sie war auch nicht im Badezimmer, im Schrank oder unter dem Kastenbett. Er suchte und suchte, bemerkte aber nicht, daß seine Waffen ebenfalls nicht mehr da waren. Verständnisslos schüttelte er den Kopf und ging in die Halle hinunter. Willie kam ihm entgegengerannt. »Schnell, Selina ist verunglückt!« Angstschweiß rann ihm über das Gesicht. Jay war jetzt außer sich vor Wut. »Wieder einer deiner dreckigen Tricks, he?« »Sie ist in den Weinkeller gefallen.« »Zeig mir den Weg.« Der Junge stand wie angewurzelt. »Zeig mir den Weg!« brüllte Jay. Er hätte den Burschen am liebsten ermordet. Willie ging schlendernd voran. Jay kam nicht der mindeste Verdacht, daß er in eine Falle laufen könne. »Hierher, Admiral«, winkte Willie. Jay sah die bewußtlose Selina zwischen den Vorratsbehältern liegen. Er ließ sich auf die Knie nieder und suchte nach Verletzungen; aber er fand keine. »Der Boden ist ziemlich kalt, Sir«, sagte Willie. »Können wir sie dorthin bringen?« Das war die erste Gefühlsregung, die Jay an dem Jungen bisher festgestellt hatte; Willies Gesicht indessen war ausdruckslos. Vorsichtig hob Jay das Mädchen auf und folgte Willie. Sie gingen durch eine eisenbeschlagene, dicke Eichentür, die einen Bogengang abschloß. Das trübe Licht an der Decke erlosch. Jay sah sich in dem leeren Kellerraum um und hörte, wie hinter ihm die schwere Tür verriegelt wurde. »Was, zum Teufel, soll das ...!« Willie kicherte. »Großmutter hat uns ...« Jetzt erst erwachte Verdacht in Jay. Wie kommen wir hier nur wieder 'raus, überlegte er fieberhaft. Es gab noch ein paar andere Türen im Raum, doch würden die ebenfalls verschlossen sein. Das Mädchen in seinen Armen bewegte sich und schlug die Augen auf. Selina stöhnte leise. Er ließ sie sanft zu Boden

gleiten und stützte sie. »Wie geht es dir?« fragte Jay besorgt. »W-was ist passiert?« Sie blinzelte und betastete ihr Kinn. »Willie! Er hat mich geschlagen!« rief sie mit schreckgeweiteten Augen. Jay hatte eine unbändige Wut auf den Jungen. Er hätte ihn schon längst - Doch nun hörte er nur noch sein irres, dröhnendes Gelächter durch das Gewölbe hallen. Hogan Exe hatte seinen freien Tag ausgiebig genossen. Auf dem Heimweg fiel ihm ein, er könne kurz bei Tarn Bruce vorbeischaun. Bruce las gerade eine Zeitung, als Hogan erschien und eine Whiskyflasche schwenkte. Exe stolperte über die Türschwelle, denn er hatte sein letztes Geschäft verdammt lustig begossen; der von ihm konsumierte Whisky hätte drei kräftige Männer außer Gefecht gesetzt. »Wir könnten einen zusammen heben«, lallte er Tarn zu. Bruce musterte seinen Besucher. Der Kerl war ja außerordentlich aufgekratzt. Nicht, daß Tarn etwas gegen Fröhlichkeit gehabt hätte; aber das Leben war doch so ernst. Doch auch Whisky trinken war eine ernste Angelegenheit; und so stellte er gravitatisch zwei große Gläser auf den kahlen Tisch. Hogan goß sie bis obenhin voll und Bruce nickte anerkennend. Feierlich prostete er seinem Besucher zu. Hogan füllte sofort nach. »Waren Sie geschäftlich in der Stadt, Mr. Exe?« »Ja. Geschäftlich.« »Und geht das Geschäft gut?« »Kann mich nicht beklagen.« »Ja. Jawoll. So - War heute in Aarolie.« Hogan lachte. »Immer noch auf Wildererjagd?« »Nein, was anderes, Mr. Exe. Ein Mann, ein Frem - ein Engländer wird vermißt.« Er trank nachdenklich. »Aber Ihre liebe Mutter hat mir gesagt, er sei nicht bei Ihnen gewesen.« »Ein Mann vermißt?« Hogan blieb völlig ruhig. Das Telefon schrillte, und er sprang auf. Bruce ging an den Apparat. Es war Mrs. Exe; ihre Stimme klang ziemlich aufgeregt. »Mr. Bruce, haben Sie meinen Sohn gesehen? Er sollte schon längst wieder zurück sein.« »Ihre Mutter, Mr. Exe«, sagte Bruce und reichte ihm den Hörer. »Ja, Mutter, was ist?« »Hogy, Lieber«, flüsterte Mrs. Exe, »komm sofort nach Hause, ja?« Er wollte aber die Sitzung bei Tarn noch länger genießen. »In zwei Stunden bin ich daheim.« »Nein, Hogy, das geht nicht. Bis dahin ist hier der Teufel los.

Verstehst du denn nicht? Es ist ernst.« Er begriff, daß irgend etwas schiefgelaufen war. »Na schön, ich komme gleich.« Er legte den Hörer auf die Gabel und wandte sich zum Polizisten um. »Tarn, ich muß wieder gehen. Mutter kommt mit dem Abendessen nicht zurecht. Du weißt doch, wie es manchmal so geht.« Er nahm die halbvolle Whiskyflasche, überlegte dann aber, daß es vielleicht besser sei, sie bei Tarn zu lassen, damit der sich betrank und in den nächsten Stunden nicht herumschnüffeln konnte. »Ich laß sie dir da.« »Das ist sehr nett von Ihnen, Mr. Exe«, antwortete Bruce nach kurzem Zögern. Hogan ging hinaus zu seinem Kombiwagen und Bruce folgte ihm. Das Fahrzeug war mit allen möglichen Dingen vollgestopft, und Exe mußte eine Menge Geld dafür ausgegeben haben. Tarn sah dem Kombiwagen nach. Ganz hinten bemerkte er eine große Drahttrommel. Der Polizist konnte es nicht wissen: der Erfolg der letzten Nacht hatte Hogans Ehrgeiz gewaltig angestachelt. Jay hätte die Situation von Anfang an eigentlich ernster nehmen müssen. Selina schien wieder ziemlich in Ordnung zu sein. »Ich hatte eben die Weinflaschen durchgezählt«, murmelte sie, »als er plötzlich von hinten heranschlich und mich mit der Faust niederschlug.« Sie betastete ihr Kinn. »Morgen werde ich da eine ganz schöne Beule haben.« »Da sehen wir später nach. Erst müssen wir hier herauskommen. Kennst du irgendeinen Ausgang?« »Nein, ich war noch nie hier.« »Dann müssen wir eben suchen.« Er nahm sie bei der Hand und ging auf eine der Türen zu. Sie quietschte und ließ sich erstaunlicherweise öffnen. Aber nichts als Finsternis gähnte ihnen entgegen. Jay tastete sich vorwärts und suchte nach einem Lichtschalter; er fand keinen, statt dessen aber einen Leuchter mit Zündhökern. Im gleichen Augenblick erlosch in dem anderen Raum das Licht, und Selina schrie auf. »Bleib nur, wo du bist«, rief er schnell. »Ich mache sofort Licht.« Das gelang ihm auch nach einigen Versuchen. An einem Nagel an der Wand entdeckte er zudem noch eine Sturmlampe. Er zündete sie an. Durch die Gewölbe hallte immer noch Willies irres Gelächter. »Und was wird jetzt noch passieren?« fragte Selina ängstlich. »Das weiß ich auch nicht«, antwortete er. Seine Befürchtungen wollte er

ihr auf keinen Fall mitteilen. »Jedenfalls werde ich, sobald wir hier herauskommen, Willie sämtliche Knochen im Leib zerschlagen.«

»Glaubst du, daß wir herauskommen?« »Natürlich, Dummerchen.« Doch das klang sogar für seine eigenen Ohren wenig überzeugend. »Wenn es hier aber wirklich Verbrecher gibt?« fragte sie mühsam. »Wenn - wenn Onkel Hogan ...« Sie schluckte. »Ich habe es bisher noch keinem erzählt - Vor zwei Jahren war ein Gast hier, der mochte mich gern. Dann reiste er ab und kam später unangemeldet wieder, nur um mich zu sehen. Onkel hätte ihn beinahe umgebracht. Er sagte, John sei ein Einbrecher. Er hat ihn furchtbar zugerichtet. Hernach sah und hörte ich niemals mehr etwas von John.« Sie zitterte vor Angst. »Onkel Hogan muß wahnsinnig gewesen sein. Ich habe gesehen, was er ihm angetan hat - Verstehst du, wenn er nun uns hier erwischt...« »Schau, Mädelchen, das ist nur einer von Willies schlechten Scherzen. Ein bißchen gefährlicher als sonst, aber nicht mehr.« Sie mußten schnellstens hier heraus, denn wenn Hogan zurückkam, wurde die Geschichte erst richtig ernst. »Komm jetzt«, sagte er und nahm ihre Hand; in der anderen hielt er die Laterne hoch über seinen Kopf, um sich zurechtzufinden. Plötzlich sah er etwas glitzern. Neben einem Durchgang hing eine weitere Laterne; er zündete sie an und gab sie Selina. »Bleib hier«, bat er, denn er mußte die verschiedenen Türen ausprobieren. Irgendeine mußte doch nach draußen führen. Doch die nächste der Türen führte wieder nur in einen anderen Raum. Er mußte früher als Kerker gedient haben, denn von den Wänden baumelten an eisernen Ringen dicke in den Fels eingelassene Ketten. Die anderen Türen waren alle versperrt. Er versuchte sie aufzubrechen oder einzutreten, doch umsonst. Er rannte nur gegen Fels. Zum Glück ließ sich noch eine der Türen im vorderen Raum öffnen, doch er sprang sofort zurück und schlug sie wieder zu, denn dahinter hing ein menschliches Skelett, das im Luftzug hin und her baumelte. Hogan fuhr mit Höchstgeschwindigkeit heimwärts. Er trat die Bremse so heftig durch, daß der Kombi über den Kies schlitterte. Er fand seine Mutter in der Küche, die gerade durch den mürrischen

Willie die Gemüseplatten servieren ließ. »Was ist los?« fragte er. »Der Amerikaner hat etwas über Creighton erfahren. Selina muß es ihm erzählt haben.« »Aber wie hat sie davon gewußt? Doch das ist ja im Moment gleichgültig. Sind die beiden festgesetzt?« »Ja, in den Gewölben, lebend. Wir hatten noch keine Zeit für sie, Hogy. Die Gäste warten aufs Abendessen.« »Nun, wenn sie dort drunten sind, kommen sie nicht heraus. Vorläufig sind sie dort gut aufgehoben.« »Ich mache dann für die anderen Gäste einen Spezialkaffee, damit sie nichts hören, wenn es laut wird.« Sie lächelte ihn mütterlich an. »Bin ich froh, Hogy, daß du wieder da bist. Ich wußte nicht recht, was ich machen sollte; ich habe die Waffen des Amerikaners.« Er tätschelte ihr anerkennend die Schulter. »Was würde ich nur ohne dich anfangen, Mutter?« Es schien also alles in bester Ordnung zu sein - abgesehen davon, daß Willie sich beim Bedienen der Gäste nicht sehr geschickt anstellte. »Willie, komm und hilf deiner Großmutter. Das Bedienen übernehme ich.« Es war nun fast acht Uhr. Falls Mutters Spezialkaffee bei allen wirkte, mußte jeder gegen zehn Uhr so fest schlafen, daß sie sich mit den beiden in den Gewölben beschäftigen konnten. Leise unterhielten sie sich miteinander, als redeten sie über gleichgültige Dinge. »Wie willst du sie erledigen, Vater?« fragte Willie. »Das weiß ich noch nicht, mein Sohn.« »Dann überlaß mir den Amerikaner.« Das klang so gehässig, daß Mrs. Exe ihn vorwurfsvoll ansah. »Aber Willie, so spricht man doch nicht«, tadelte sie. »überlaß ihn lieber deinem Vater.« »Machst du's mit dem Bett?« »Ja, natürlich.« Das klang fast beleidigt. »Es muß doch ordentlich gemacht werden.« »Und dann wirfst du ihn in den See?« »Selbstverständlich, Junge. Wir können doch so wertvolles Fischfutter nicht vergeuden. Aber was mir Sorge macht, ist der Wagen. Wir werden ihn wieder versenken müssen.« »Kann ich den Motor kriegen?« »Nein, natürlich nicht.« »Aber ich hätte ihn doch so gern.« »Du mußt damit noch etwas warten«, antwortete Hogan scharf. »Sag mal, hat jemand die beiden vor dem Abendessen gesehen?« »Nein, bestimmt nicht.« »Gut. Sobald sie für die Forellen hergerichtet sind, nehmen wir den Bentley und fahren ihn an

den Moorrand hinauf.« »Damit es aussieht, als seien sie damit eingesunken?« fragte Mrs. Exe begierig, und Hogan nickte. Das Moor gab seine Opfer niemals her, und sie wären nicht die ersten, die dort umkamen. »Großmutter, muß ich dann immer die Arbeit für Selina machen?« fragte Willie bekümmert. »Nein, mein Junge, mach dir deshalb keine Sorgen. Wir geben ein Inserat auf. Vielleicht finden wir ein nettes Mädchen, das dir gefällt.« Willie leckte sich die Lippen. »Daran hab' ich noch gar nicht gedacht.« »Es ist hoffnungslos«, seufzte Selina, »wir finden hier niemals 'raus.« Insgeheim gab Jay ihr recht. Die Gänge, Verliese und Keller waren ein einziges Labyrinth. Er hatte jeden Richtungssinn verloren. Dazu kam die geisterhafte Dunkelheit und die eisige Kälte. Er war nervlich vollkommen am Ende, wollte aber Selina das nicht merken lassen. »Horch!« flüsterte sie und klammerte sich an seinen Arm. »Was ist das?« Er lauschte, doch er hörte nur seinen eigenen hämmernden Herzschlag. »Ich glaube, ich habe etwas gehört«, wisperte sie. War es Willie oder Hogan Exe, der ihnen Drohungen zurief? Er sah auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr. Es war fast halb zehn; sie irrten schon seit Stunden hier herum. Selina hatte sich bis jetzt tapfer gehalten, aber der mangelnde Schlaf der vergangenen Nacht mußte allmählich ihre Widerstandskraft schwächen. Wenn sie nicht bald einen Ausweg fanden, würde *sie* zusammenbrechen. Er beschloß, ganz offen mit ihr zu sprechen. »Sag mal, du kennst Willie doch besser als ich - Glaubst du, er will, daß wir nicht mehr herausfinden?« »Oh!« Selina dachte eine Weile nach. »Ich weiß nicht«, sagte sie schließlich. Sie war ganz verstört. Plötzlich hallte ein markerschütterndes irres Gelächter durch die Gewölbe. Jay überlief eine Gänsehaut. Er vermutete, daß dieses höllische Gelächter aus einem in die Wand montierten Lautsprecher kam. Er suchte danach, fand ihn, riß ihn aus der Halterung, schmetterte ihn auf den Steinboden und trampelte solange darauf herum, bis nichts mehr davon übrig war. Selina weinte hilflos vor sich hin. Offensichtlich waren ihre Kräfte nun erschöpft. Jay legte einen Arm um sie in der verzweifelten Hoffnung, ihr ein Gefühl des Schutzes zu vermitteln. Er

streichelte sie zärtlich. Dann hob er lauschend den Kopf. »Seht!« Ein leises Rufen wurde vernehmbar. War das wieder einer von Willies Tricks, oder versuchte Hogan sie zu finden? »Hallo!« Nun wurde die Stimme deutlicher. »*Was ist hier los? Bitte, was ist hier los?*« Eines war sicher: diese hohe, fast quiekende Stimme gehörte weder Willie, noch Exe. Sie hörten Kettengerassel. »Was ist das?« flüsterte Selina ängstlich. Er schüttelte den Kopf und bemühte sich, die Geräusche zu identifizieren. Er hörte eine Wasserspülung, dann wieder das Kettengerassel, gefolgt von einer gespenstischen Stille. Litt er schon unter Wahnvorstellungen? Er zog Selina mit sich, bis sie eine Ecke erreichten. Vor ihnen lag nachtschwarze Dunkelheit. »Um Himmels willen! Was geht hier vor?« jammerte eine Stimme aus dem Dunkel. Selina blieb wie erstarrt stehen. »Wer - Wer sind Sie?« »Bist du das, Willie?« rief Jay. »Dann hör auf mit deinen schmutzigen Tricks!« Jay hob seine Laterne hoch und ging weiter. Er sah einen schwachen Lichtschimmer und wenig später einen mageren Mann, der hinter der trüben Lampe an einem langen Tisch saß. »Allmächtiger Gott! Seid ihr endlich gekommen, um mich zu retten?« Charles White lachte und weinte zugleich hysterisch, bis ihn Jay mit einer gewaltigen Ohrfeige zum Schweigen brachte. In der Bar saß immer noch ein Gast und brütete über einem halbleeren Glas. »Sehr ruhig heute«, beklagte er sich, als Exe zu ihm trat. »Alle sind heute sehr früh zu Bett gegangen«, bestätigte Hogan. Er konnte nicht umhin, den Gast zu bewundern, denn er hatte so viel von dem Spezialschlaftrunk in sich, daß zehn Männer davon umgekippt wären. Mrs. Exe erschien im Kostüm der Florence Nightingale mit einer Laterne. »Sie sind noch auf, Mr. Neill?« lächelte sie ihn an. »Soll ich Ihnen einen Spezialschlaftrunk brauen? Oder was möchten Sie gern?« Neill lachte. »Mein Gift ist Whisky, Mrs. Exe.« »Dann eben Whisky«, antwortete sie fröhlich. »Hogy, Mr. Neill ist mein Gast.« Rasch goß er Whisky ein, während Mrs. Exe sich umdrehte und das Fensterchen ihrer Laterne öffnete. Geschickt schob sie Hogan eine Ampulle in die Hand, und er schüttete deren Inhalt in den Whisky. Jay schüttelte den Kopf. »Es hat keinen Zweck. Ich

brauchte entweder einen Schlüssel oder einen Schweißbrenner, um Sie zu befreien«, erklärte er White. »Ihr dürft nicht weggehen!« weinte der Mann. »Wenn er kommt, dann bringt er mich bestimmt um.« »Das wird er nicht tun«, erklärte Jay bestimmt. Ihm machte die Wirkung der Geschichte Whites auf Selina mehr Sorgen, denn sie schien dem Zusammenbruch nahe. »Wissen Sie, wo ein Ausgang ist?« »Nein.« »Dann müssen wir weiter unser Glück versuchen.« Er nahm Selina am Arm und zog sie mit sich. »Komm jetzt!« flüsterte er ihr zu. »Wir können nichts für ihn tun, solange wir selbst nicht heraus sind.« Inzwischen würde Exe bereits nach ihnen suchen. Sie tappten durch einen dunklen Gang. Als sie um eine Ecke bogen, starrte ihnen aus der Dunkelheit ein schreckliches Auge entgegen. Jay fuhr zurück. Als er wieder um die Ecke spähte, erkannte er das Glasauge eines ausgestopften Fisches in einem Glasbehälter. Er kicherte vor Erleichterung, wurde aber sofort wieder nüchtern. »Das muß also ein Teil des Gewölbes sein, den Exe regelmäßig benützt«, sagte er und hob die Laterne. Aufgereiht an den Wänden standen weitere Behälter mit konservierten Riesenforellen. Dann ging der Korridor plötzlich in einen größeren Raum über. Hier kam ihm abermals etwas ungewöhnlich vor. In einer Ecke war ein Steinhaufen aufgeschichtet, daneben lag ein Stapel Drahtkäfige; dann sah er auch die Rampe und das Förderband. Er hatte jetzt keine Zeit, den Raum genauer zu untersuchen. Sie mußten weiter. Doch Selina blieb plötzlich stehen. »W-was ist das?« stöhnte sie und hob die Laterne. An der Wand war ein langes Eichenbrett befestigt. Jemand hatte eine Reihe von Kreuzen in das Holz geschnitzt, und unter jedem Kreuz standen Buchstaben und Ziffern. Das letzte war mit G. C. und dem gestrigen Datum versehen. Es gab keinen Zweifel mehr: Hogan Exe war ein Massenmörder, der siebzehn Opfer auf dem Gewissen hatte. »Komm weiter«, drängte er und wich ihrem Blick aus. Ein paar Schritte daneben sah er ein Schild: Durchgang auf eigene Gefahr. Als er darunter hindurchging, kreischte etwas in der Wand. Es war ein phosphoreszierender Totenschädel. Doch diesmal machte Willies Trick wenig

Eindruck auf ihn. Sie eilten weiter. Plötzlich versank der Boden unter seinen Füßen. Er hob die Arme hoch und griff verzweifelt nach einem Halt. Dabei ließ er die Laterne los, die über den Granitboden schlitterte und in der Bodenspalte verschwand. Es gelang ihm, sich irgendwo anzuklammern. Als die Laterne hinunterfiel, sah er unter seinen Füßen das schwarze Wasser. Die Hände und Arme schmerzten ihn von den angestrengten Bemühungen, sich festzuhalten. »Bring das Licht hierher!« keuchte er. Selina hob ihm die Lampe entgegen. Wenn er losließe! Er warf einen Blick hinunter, dann schloß er die Augen. Schweiß rann ihm über das Gesicht. Länger als eine halbe Minute konnte er sich nicht mehr festhalten. Er sah noch mal hinunter, aber er fand keinen Halt für seine Füße. Selina bückte sich, um seinen Rockkragen zu packen. »Nicht!« rief Jay. Er konnte sich jetzt nur auf die Kraft seiner Arme verlassen. Langsam stemmte er sich empor, bis sein Kopf ungefähr auf der Höhe des Granitbodens war, doch weiter kam er nicht. »Bitte, sag mir doch, wie ich dir helfen kann!« flehte Selina. Er zwang sich, ruhig zu bleiben. »Ich versuche jetzt, meinen linken Fuß über den Rand zu schwingen«, erklärte er. »Du mußt mich dann festhalten, damit ich nicht zurückrutsche.« Es war die einzige Chance für ihn. Sie hielt sich großartig. Sorgfältig stellte sie die Lampe ab, und zwar so, daß sie nicht zu Schaden kommen konnte. Dann ging sie zum Loch zurück, ließ sich auf ihre Knie nieder und kauerte sich zusammen, um so weit wie möglich hinuntergreifen zu können. Ich bin soweit.« Seine Stimme klang ganz ruhig. Er spannte seine Armmuskeln und stemmte sich in die Höhe. Sein Haar war auf Bodenhöhe, dann seine Augen, schließlich das Kinn; sein Gesicht war vor Anstrengung verzerrt. »Ich - schwinde - jetzt - meinen - Fuß - nach - oben. Halt - ihn - fest...!« Es gelang. Erschöpft klammerten sie sich aneinander, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Jay dachte fieberhaft nach. Eines war sicher: dieses Loch half ihnen nicht; sie mußten umkehren. Das versuchte er auch Selina zu erklären, die allerdings kaum noch in der Lage war, irgend etwas in sich aufzunehmen. Er hob sie vom Boden auf und stellte sie auf die Beine. »Sind Sie

dort, Donaldson?« dröhnte plötzlich Hogans Baß durch das Gewölbe.

Jay drückte eine Hand auf Selinas Mund. »Komm weiter!« drängte er flüsternd. »Wir müssen hier verschwinden.« Hogan lauschte. Links und rechts von ihm standen Mrs. Exe und Willie. Sie schüttelten die Köpfe. »Donaldson«, rief er nochmals, »ich werde Sie finden!« Er wartete eine Weile. Die Jagd durch das Gewölbe war eine neue, aufregende Sache. Sie machte ihm Spaß, denn die beiden konnten ihm nicht entkommen. »Du gehst nach Osten, Willie«, befahl er. »Treib sie mir zu.« »Okay, Dad«, sagte Willie und grinste. Hogan nahm einen Schluck aus der Whiskyflasche. »Ein gelungener Spaß, Mutter.« »Hoffentlich dauert es nicht zu lange. Lieber. Ich muß das Frühstück herrichten - Wäre es nicht doch besser, den Amerikaner zu behalten? Das wäre doch ganz gut, oder?« »Das geht jetzt nicht mehr.« »Aber Mr. White hätte ein bißchen Gesellschaft.« »Für den finden wir einen anderen.« »Aber Mr. Donaldson hat eine Menge Geld«, drängte sie. Doch es nützte nichts. Sie fand sich damit ab. »Aber ich hätte doch einen neuen Kühlschrank gebraucht«, fuhr sie trotzdem fort. Jay durfte Hogan nicht in die Hände laufen. Nach kurzer Zeit sah er links in der Wand eine Öffnung; sie führte in eine winzige Kammer, an deren Decke eine nackte Glühbirne baumelte. Er kroch hinein und entdeckte einen primitiven Aufzug, dessen Tür weit offen stand. Neben der Lifttür war eine Schalttafel. Er drehte sich zu Selina um. »Wohin geht der Lift?« fragte er hoffnungsvoll. »Das weiß ich nicht. Ich habe ihn noch nie gesehen.« »Ach, zum Teufel! Wenn er nur geht«, sagte er und zog Selina mit hinein. Aber der Lift rührte sich nicht, als er innen auf den Knopf drückte. Er stieg wieder aus und besah sich die Schalttafel genauer. Es gab eine Unmenge von Knöpfen und Schaltern; er betätigte versuchsweise alle. Dann betrat er wieder den Aufzug, und diesmal hob er sich langsam. Erleichtert atmete Jay auf. Wenigstens waren sie dem Keller entronnen. Der Lift hielt. Nach kurzem Zögern öffnete er die Tür. Er hatte einen Schlag erwartet, doch es erwarteten sie nur Dunkelheit, Schweigen und Wärme. Er hob seine Laterne - Vor Staunen riß er den Mund weit auf: er

stand in seinem eigenen Zimmer! »Jetzt sind wir in Sicherheit. Ich habe ...« Doch die Waffen waren weg. Er suchte vergeblich; nicht einmal die Munition fand er. Jetzt wußte er, weshalb Mrs. Exe vorher in sein Zimmer gegangen war. Sie mußte wissen, wo er die Waffen versteckt hatte und er vermutete mit Recht, daß sie nicht nur einmal sein Zimmer durchstöbert hatte. Enttäuscht und voll Verzweiflung ging er zum Kamin und holte den Feuerhaken; er war schwer und konnte eine tödliche Nahkampfwaffe werden. »Das Bett!« schrie Selina. Er fuhr herum. Selina stand in der Mitte des Zimmers, starrte schreckensbleich auf das Kastenbett und preßte die Fäuste auf den Mund. Wirklich, das Bett hatte sich seltsam verändert. Die vier Pfosten hatten sich über den Betthimmel hinausgeschoben, oder die Decke hatte sich gesenkt. Aus der Zimmerdecke kam ein Stahlpfosten, der langsam, lautlos, doch mit tödlicher Sicherheit den Betthimmel herunterdrückte. »Was ist das?« stammelte sie. »Die Antwort auf viele Fragen«, antwortete er grimmig. Jetzt hatten sie keine Zeit, sich damit zu beschäftigen, denn wußte Exe erst, daß sie den Lift benutzt hatten, dann wußte er auch, wo sie sich befanden. Er legte den Finger auf den Mund und schlich zur Tür. Nichts war zu hören. Er nahm Selina wieder bei der Hand und spähte um die Ecke des Korridors. Von dort aus konnte er die Halle überblicken. Niemand war zu sehen. »Ich versuche, zum Telefon zu kommen«, flüsterte er. »Du bleibst inzwischen hier.« »Nein, ich komme mit«, erklärte sie entschieden. Er gab nach. »Aber halte dich in der Nähe der Tür auf. Wenn etwas passiert, dann lauf, so schnell du kannst.« Er schlich die Treppe hinunter und war mit ein paar Sätzen beim Telefon. Die Tür der Kabine kreischte, als er sie öffnete. Dann nahm er den Hörer ab. Das Telefon war tot. Fluchend verließ er die Kabine und ging zur Tür. Der schmiedeeiserne Ring, der als Türgriff diente, ließ sich zwar drehen, doch die Tür war versperrt. Er hätte einen Panzer gebraucht, um sie aufzubrechen. Er hatte sie noch niemals verschlossen vorgefunden. Er verwünschte seine Naivität, daß er glauben konnte, Exe sei nicht auf alles vorbereitet. »Das Speisezimmer!« wisperte Selina. »Können wir da hinaus?«

»Vielleicht.« Sie eilte vor ihm her. Alle Fenster, bis auf eines, waren ziemlich hoch. Vor dieses eine schoben sie einen Tisch und stiegen hinauf. Es war leicht zu öffnen. Aber bis jetzt waren sie noch immer nicht gerettet. Die Mauer war außerordentlich dick; er kletterte hinauf, um die Absprungmöglichkeit zu erkunden. Es gab nur einen schmalen, schrägen Felssims, der in den See abfiel. Verfehlten sie den, so landeten sie unweigerlich im schwarzen Wasser. »Ich springe zuerst, damit ich dich auffangen kann«, erklärte Jay. Selina widersprach, gab jedoch schließlich nach. Sie glaubte schon, Willies gehässige Stimme und sein irres Lachen zu hören. Jay konzentrierte sich auf den Sprung. Der Kaminhaken war hinderlich; er warf ihn hinunter. Dann ließ er sich in die Dunkelheit hinausfallen. Er kam sicher auf dem Felssims an und hatte nur ein paar Schrammen an den Händen davongetragen. Oben stand Selina; ihr Gesicht war nur noch ein verwischter, heller Fleck. »Jetzt spring! Es ist ganz einfach.« Selina schloß die Augen und sprang. Sie landete neben ihm, und Jay griff schnell nach ihr, damit sie nicht ausglitt. Jetzt waren sie einigermaßen sicher. Er tastete nach dem Feuerhaken und fand ihn. Nun brauchten sie nur noch die Garage zu erreichen und in den Bentley zu springen. Mit ein paar Schritten waren sie beim Wagen. Doch der Bentley sprang nicht an. Benommen stieg er wieder aus und hob die Motorhaube. Er sah sofort, was geschehen war: die Verteilerkappe war abgenommen. Sie fehlte auch bei allen anderen Fahrzeugen in der Scheune. Willie kam totenbleich zurück. »Sie haben den Lift benutzt«, berichtete er. »Sie wußten doch gar nichts davon.« Er war richtig wütend. Hogan sah seinen Sohn lange an. »Sie hätten ihn auch nicht finden können, wäre die Tür zu gewesen.« »Du meine Güte!« rief Mrs. Exe und sah von einem zum ändern. »Es könnte sein, daß ich sie offengelassen habe, als ich die Waffen herunterschaffte.« Er hätte seiner Mutter am liebsten mit der Faust in ihr dümmliches Gesicht geschlagen, doch das mußte er auf später verschieben. »Wenn sie uns entkommen...!« Er rannte davon, und die beiden anderen folgten ihm, so schnell sie konnten. In der Küche fand er nichts Ungewöhnliches,

doch im Speisezimmer entdeckte er das offene Fenster. Er rannte in sein Büro und holte den dicken Spazierstock. »Willie«, befahl er und stopfte Munition in seine Taschen, »du fährst den Wagen auf die Straße. Sie können noch nicht weit sein. Wenn du sie siehst, dann weißt du ja, was du zu tun hast.« Mrs. Exe kam schnaufend und schwitzend ins Büro und sah den Spazierstock. »Ist das denn nötig, Sohn? Du weißt doch, Gewalttätigkeiten liebe ich gar nicht.« »Ich nehme ihn nur für den Notfall mit«, erklärte er. »Wo ist die verdammte Taschenlampe?« Endlich fand er sie, lief durch die Halle und rannte mit einer für seine Größe unwahrscheinlichen Schnelligkeit und Lautlosigkeit davon. Jay zog Selina hinter einen Wagen im Schuppen, als Willie kam, um den Kombi hinauszufahren. Jetzt konnte er Willie nicht angreifen; im Licht der Scheinwerfer hätte er ein zu gutes Ziel geboten. Einen Moment später raste Willie davon. Jay duckte sich zusammen, nahm den Feuerhaken in die Rechte und schlich zur Ecke, von wo aus er das Tor beobachten konnte. Seine Vorsicht war berechtigt: unter der Tür stand groß und drohend Hogan Exe. Er schien eine Waffe in der Hand zu haben, einen Eisenstab oder einen schweren Stock. Nach endlos scheinenden Sekunden sauste Hogan in die andere Richtung, und Jay atmete erleichtert auf. Vielleicht lief er zu den Booten, um festzustellen, ob sie eines davon zur Flucht benutzt hatten. Doch da sah er Hogan schon wieder zurückkehren und auf den Fahrweg hinausrennen. Jay erkannte blitzschnell die günstige Situation. »Wir müssen ein Boot benützen«, flüsterte er Selina zu, die hinter ihm kauerte. Sie richtete sich auf, doch Jay hielt sie zurück, um zu lauschen. Hogan war nicht mehr zu hören, doch er konnte jeden Augenblick zurück sein und ihnen den Weg versperren. Sie hatten, um zum Seeufer zu gelangen, den aus der offenen Tür fallenden Lichtstreifen zu durchqueren. Dieses Risiko mußten sie eingehen. »Fertig?« fragte er flüsternd, und sie nickte wortlos. »Gut, dann los.« Er nahm ihre Hand und schlich vorsichtig bis zum Lichtstreifen; er schien Meilen entfernt zu sein. Jay blieb kurz stehen und holte tief Atem. »Und jetzt rasch!« flüsterte er. Mit ein paar langen,

lautlosen Schritten waren sie an der offenen Tür vorbei. Der Nebel über dem Wasser wurde nun dichter. Nur schwach waren die Umrisse des Bootssteiges sichtbar. Schnell hob er das Mädchen in das nächste Boot und sprang selbst nach. Er lauschte nochmals. Nichts war zu hören außer dem gedämpften Murmeln des Wassers, das an den Felsen spülte. Er brauchte zwei Minuten, um alle Boote loszumachen. »Hier, halte sie fest«, sagte er leise und drückte Selina die Taue in die Hände. Endlich ruderte er los. Ihm schien, sie machten so viel Lärm, daß sie halb Schottland aufwecken mußten. Nach ein paar Ruderschlägen waren Ufer und Burg vom Nebel und der Dunkelheit verschluckt. »Jetzt kannst du ein wenig ausruhen«, sagte er, »wir sind in relativer Sicherheit.« »Meinst du wirklich?«

»Klar.« Er war überzeugt, daß sie es schaffen würden, und mit frischer Kraft ruderte er in den See hinaus. »Jetzt kannst du die Taue fallen lassen«, flüsterte er. Zum Ufer würden sie bestimmt nicht zurücktreiben; nur ein anderes Boot oder ein Schwimmer konnte sie zurückholen. Selinas Hände waren fast taub; die Taue hatten tiefe, blutende Schrammen in ihre Haut gerissen. Doch das machte ihr nichts aus. Jay hatte ihr versichert, daß sie nun beruhigt sein könne. Was allein zählte, war die Tatsache, daß sie am Leben waren und eine Zukunft vor sich hatten. Ein neues, erregendes Gefühl erfüllte sie. Doch Jay war zu optimistisch gewesen, der Nebel war dicht und der Himmel bedeckt. Wie sollte er sich orientieren können? Es bestand die Gefahr, daß sich das Boot gedreht hatte und er, wenn er nun ruderte, geradewegs zur Burg zurückkam. »Verdammt!« zischte er. »Was ist?« fragte Selina ängstlich. »Nichts. Sei ganz ruhig.« War es Einbildung, oder fühlte er wirklich einen Luftzug an seinem Gesicht? Ja, da spürte er es wieder. Sicher würde ein leichter Wind aufkommen. Er hatte es ja schon einmal erlebt, wie schnell sich das Wetter hier ändern konnte. Nach wenigen Minuten lichtete sich auch schon der Nebel. Dann sah er einen einzelnen Stern am Himmel und vor sich die riesige graue Masse der Burg. Was er befürchtet hatte, war eingetreten. Er trieb dem Ufer zu. Doch nun konnte er sich an den Sternen

orientieren. Er tauchte die Ruder tief ins Wasser, und wenig später lag die Burg weit hinter ihnen. Auf einmal krachte es - das Boot schwankte und wäre fast gekentert. Selina schrie leise auf. Sie hatten eines der treibenden Boote gerammt und ihm ein großes Leck geschlagen, so daß es rasch absaufen mußte. Ihr eigenes Boot war gottlob unbeschädigt geblieben. Es bestand nur die Wahrscheinlichkeit, daß Exe den Aufprall gehört hatte. Und so war es auch. Zuerst vermochte er den Krach nicht zu deuten, doch dann rannte er zum Bootssteg und stellte fest, daß alle Boote verschwunden waren. Der Nebel wurde dünner und es wehte jetzt eine frische Brise. Er schaute zum Himmel hinauf. Im Osten zeigte sich ein fahler Lichtschimmer. Er lauschte angestrengt; ja, das waren Ruderschläge im Wasser. Er begann zu lachen; es klang schauerlich. Nun mußte er schnell handeln. Er rannte zum Schuppen zurück und nahm im Laufen den Verteilerkopf von Jays Wagen aus der Tasche. Er montierte ihn drauf, und eine halbe Minute später fegte der unbeleuchtete Bentley den Fahrweg entlang. Willie kauerte neben dem Kombiwagen und verspernte mit ihm die Zufahrt zur Straße. Mit einem Sprung war er neben dem Bentley. »Was ist passiert?« fragte er furchtsam. »Jetzt haben wir sie, Junge, wir haben sie!« Das war in einem so bestimmten und ruhigen Ton gesagt, daß Willie grinste. »Sie sind auf dem See und wollen anscheinend das andere Ufer erreichen. Ich nehme den Kombi und schneide ihnen den Weg ab. Du fährst den Bentley ins Moor; du weißt schon, wohin.« Er lachte. »Wieder ein trauriger Unfall. Feriengast und Kellnerin im Moor versunken!« »Du denkst aber auch an alles, Vater«, meinte Willie anerkennend. Der Nebel hatte sich verzogen, und der Tag war angebrochen, als Jay und Selina das andere Seeufer erreichten. »Hier ist ein Weg, der zur Straße führt«, erklärte er, doch Selina sah nur eine Spalte in den Klippen. »Meinst du wirklich?« fragte sie zweifelnd. »Sicher. Tarn Bruce kam neulich da herunter, mit seinem Fahrrad sogar.« Er drückte das Boot längsseits, so daß Selina aussteigen konnte. Eine Minute später kletterten sie den Uferfelsen hinauf. »Hier ist er!« Jay deutete auf den schmalen Pfad, der über eine kleine Grasfläche zu einer

Spalte in den Granitfelsen führte. Oben blieb Jay einen Augenblick stehen, um sich zu orientieren. Links lagen die Berge, die das Ufer säumten, vor ihm breitete sich eine zerklüftete Felslandschaft aus, rechts fielen die Felsen in sanfteren Hängen zu einer Ebene ab. Hier mußte der Weg zur Straße führen. »Worauf warten wir eigentlich?« fragte Selina. Sie fröstelte im kühlen Morgenwind, und Jay legte ihr seine Jacke um die Schultern. »Ich suche nur den leichtesten Weg durch die Wildnis«, beruhigte er sie. In diesem Gelände konnte sich zwar eine ganze Armee verstecken, doch er hatte keine Bewegung und nichts Ungewöhnliches festgestellt. »Jetzt komm!« Er nahm ihre Hand. Sie sah sehr blaß und müde aus. Ihr blondes Haar hing strähnig um ihr Gesicht, doch sie hielt sich tapfer und klagte nicht. Der Pfad führte abwärts, und der Busch wurde dichter. Dann gabelte sich der Weg, doch keiner der beiden Pfade schien häufig begangen zu werden. Sie wandten sich nach links; hier war eine Rinne in den Felsen, so daß sie nicht zu klettern brauchten. War Exe allerdings noch immer hinter ihnen her, so würde auch er sicher die Rinne benützen. »Kennst du dich hier aus?« fragte er. Selina schüttelte den Kopf. »Ich hatte nie Zeit, mir die Gegend anzuschauen, aber ich weiß, daß es hier gefährliche Moore gibt.« »Wo ungefähr?« »Ich weiß nicht...« Ihre Augen weiteten sich vor Schrecken, als Jay stolperte, und bevor sie noch weitersprechen konnte, pfiff eine Kugel an ihnen vorbei. Jay ließ sich fallen und preßte die rechte Hand auf den linken Arm. Blut quoll zwischen den Fingern hervor. »Hinlegen!« schrie Jay, und sie ließ sich neben ihn fallen. »Bist du verletzt?« fragte sie besorgt. »Nur ein Kratzer.« Es stimmte; es war nur ein Streifschuß. Er war ärgerlich. Der Schuß war von hinten gekommen. Wie konnte er nur so ungeschickt sein und sich als Zielscheibe dort oben hinstellen! In seiner Jackentasche fand sie ein sauberes Taschentuch, mit dem sie die stark blutende Wunde verband. Er versuchte inzwischen festzustellen, wo Exe im Hinterhalt liegen konnte, doch das war hoffnungslos. Sie krochen vorsichtig weiter und nützten die spärliche Deckung aus, die ihnen einige Ginsterbüsche boten. Dies war sehr ermüdend; obendrein begann Jays

Wunde allmählich zu schmerzen. Sie mußten unbedingt den Pfad verlassen, um Exe die Verfolgung zu erschweren. Beide keuchten vor Anstrengung, und Selina war dem Zusammenbruch nahe. Endlich erreichten sie ein dichteres Ginstergebüsch, hinter dem sie sich verstecken konnten, bis Exe an ihnen vorbei war. Selina begann leise und hoffnungslos zu weinen. Jay hätte sie am liebsten tröstend in den Arm genommen, doch er mußte sich auf ihren Verfolger konzentrieren. Als er ein Geräusch hörte, gerann ihm fast das Blut in den Adern. Exe war ganz in der Nähe, und er lachte. »Rauskommen, verrotteter Kapitalist!« schrie er. Jay legte warnend den Finger auf den Mund. Hogan war War näher als er geglaubt hatte, aber vielleicht bluffte er nur. Und wußte nicht, wo sie waren. »Ich sehe euch. Meint ihr, ich sehe euch nicht? Gut, wenn ihr wollt, dann werde ich's euch beweisen!« Die Kugel zischte kaum eine Handbreit an Jays Kopf vorbei, prallte vom Granit ab und schlug irgendwo auf. Die Berge gaben rollend das Echo des Schusses zurück. Jay geriet nun in Panik. Sie konnten nur wieder zum Pfad zurückkehren. Jay langte nach einem Stein und warf ihn mit seinem gesunden Arm, so weit er konnte, nach rechts. Der Trick hatte Erfolg, denn der nächste Schuß ging in die Richtung des Steines. So schnell es möglich war, zog er das Mädchen wieder auf den Pfad zurück. Doch Selina konnte nicht mehr weiter. Er hätte Selina gleich anfangs in Sicherheit bringen sollen, um dann allein den Kampf mit Exe aufzunehmen. Aber solche Überlegungen hatten jetzt wenig Zweck. Noch einmal raffte er alle seine Kräfte zusammen. »Komm, es ist nicht mehr weit«, flüsterte er und zog Selina in die Höhe. Und wirklich - ein Blick über den Felsgrat bestätigte ihm, daß der Zugang zur Rinne nur wenige Schritte vor ihnen lag. Natürlich waren sie, selbst wenn sie die Straße erreichten, noch nicht in Sicherheit. Aber einen anderen Fluchtweg gab es nicht für sie. »Hör mir gut zu«, flüsterte er. »Ich glaube, wir schaffen es. Wenn wir in die Nähe der Straße kommen, müssen wir uns ducken. Dann ...« Enttäuscht stellte er fest, daß sie einen offenen Wiesenstreifen zu überqueren hatten. Exe würde sie nach Wunsch abknallen können. Da entdeckte er eine schmale

Wasserrinne mit großen Felsbrocken, die als Deckung dienen konnten. Vielleicht führte sie unter der Straße hindurch. Doch Selina konnte nicht mehr weiter. Es gab nur eine Möglichkeit: er mußte sie tragen. Er hob sie auf und legte sie über seine Schulter. Durch die Anstrengung öffnete sich die kaum verkrustete Wunde und begann wieder zu bluten. Selina war bewußtlos. Keuchend stolperte er weiter und wartete auf die tödliche Kugel - Jeder Schritt kostete ihn mehr Kraft als der vorige. Die übermenschliche Belastung ließ die Landschaft vor seinen Augen verschwimmen. Er strauchelte, und beinahe wäre ihm Selina entglitten. Er ging etwas langsamer, um nicht auch zusammenzubrechen. »Gut gemacht, Alter!« dröhnte Hogans Stimme plötzlich ganz in seiner Nähe. Er stand am Fuß der Rinne und lachte höhnisch. Das war der niederschmetterndste Augenblick in Jays Leben. Ihm wurde klar, daß Exe ihn systematisch dahin getrieben hatte, wo er ihn haben wollte. Selbst wenn er noch genügend Kräfte gehabt hätte, die Flucht fortzusetzen, so hätte er nicht gewußt, wohin. Jay starrte voller Haß auf dieses Ungeheuer in Menschengestalt. »Nimm Abschied von ihr, Donaldson!« schrie Exe. »Aber brauch nicht den ganzen Tag dafür, ich muß das Frühstück richten!« Exe warf den Kopf zurück und brüllte vor Lachen. »Zuvor muß ich euch zwei aber noch ins Bett bringen!« Jay sah, wie der Wahnsinnige sein Gewehr hob, doch der Schuß traf nicht, sondern ging scharf rechts neben ihm in den Boden. »Der nächste trifft, Donaldson! Meine Munition wird nämlich knapp!« Wieder hob er das Gewehr. »Exe!« Hogan wirbelte herum und starrte ungläubig den plötzlich aufgetauchten Polizisten an. Tarn Bruce stand auf dem Felsgrat. Hogan reagierte blitzschnell. Der Schuß, den er dem Amerikaner zgedacht hatte, wurde nun auf Bruce abgefeuert. Der verschwand für einen Augenblick hinter dem Grat, und Jay fürchtete schon, er sei getroffen, doch er war nur in Deckung gegangen. »Sei kein Narr, Mensch, und gib auf! Ich bin nicht allein!« Das war ein Bluff, ein offensichtlicher Bluff. Exe lud nach. Doch dann tauchten plötzlich tatsächlich in Tams Nähe zwei weitere Polizisten auf. Exe zielte auf einen von ihnen, und er zielte gut; ein

winziges Rauchwölkchen zeigte sich auf der Brust des Polizisten, dort, wo die Kugel getroffen hatte. »Ich bring euch alle um!« brüllte Exe und suchte fieberhaft in seinen Taschen nach Munition. Doch das war nutzlos, denn er hatte nichts mehr. Wütend warf er das Gewehr nach Bruce, der ihn bekümmert beobachtet hatte. »Hat doch keinen Sinn, Exe!« rief er. »Geh zum Teufel!« schrie er. Er wußte, er hatte verloren. Aber lebend würden sie ihn nicht bekommen. Er rannte mit unglaublicher Geschwindigkeit abwärts, auf den Grasfleck zu, als wolle er einen olympischen Rekord im Geländelauf aufstellen. Einen Augenblick lang glaubte Jay, Exe wolle nun in seiner blinden Wut ihn und Selina mit seinen nackten Fäusten umbringen. Er warf sich über Selina, um sie zu beschützen. Keuchend langte Exe am Rand des Grasfleckens an. Er tat einen gewaltigen Satz; sein Körper schlug auf die grüne Fläche auf; es gab ein widerlich schmatzendes Geräusch; Hogan begann aus Leibeskräften zu brüllen. Doch das Brüllen hörte bald auf. Die grüne Fläche war ein tückischer, tödlicher Sumpf, der sein Opfer nicht mehr losließ. Das letzte, was sie von Exe sahen, waren seine entsetzten Augen, in denen das Grauen stand. »Und ich dachte, da schießen Wilderer«, flüsterte Bruce bekümmert. Jay lag in seinem Krankenhausbett und blätterte lustlos in einer Illustrierten, als die Krankenschwester eintrat. »Wachtmeister Bruce möchte Sie besuchen, Mr. Donaldson«, berichtete sie. Tarns Gesicht war noch bekümmelter als sonst. »Wie geht es Ihnen, Mr. Donaldson?« fragte er düster. »Danke, ganz erträglich. Morgen komme ich hier 'raus.« »Das ist aber fein.« Er setzte sich vorsichtig auf die Kante des Stuhls, der neben Jays Bett stand. »Der Inspektor meint, Sie wüßten gern, wie alles zusammenhängt.« Er schüttelte bedauernd den Kopf. »Eigentlich bin ich ja dran schuld, daß Sie verwundet wurden, Mr. Donaldson. Ich hab' nämlich gewußt, daß die Exes zuviel Draht brauchen. Eine Rolle nach der anderen. Ich hab' erst gedacht, sie brauchen ihn vielleicht für den Lachs. Dann hab' ich Verstärkung bekommen, und wir haben nach Lachsnetzen gesucht, wissen Sie.« Er seufzte. »Und dann haben wir das Schießen gehört - Ich hab'

schreckliche Fehler gemacht. Der arme Jamie MacLean hat dran glauben müssen. Er war erst einen Monat in Uniform. Einfach schrecklich!« »Sie haben auch keine größeren Fehler gemacht als ich, Mr. Bruce.« »Ja, schon. Aber bei mir handelt sich's ja um den Beruf, Sir. Und das zählt. Ein Mann muß ja schließlich seinen Beruf verstehen. Sir - Der Inspektor kommt dann vorbei. Er will Ihren Bericht aufnehmen. Schrecklich, Sir, schrecklich. Alle drei steckten drin.« Das war Jay nicht neu. »Habt ihr die beiden anderen verhaftet?« »Jawoll.« Bruce strahlte. »Diese Mrs. Exe hat sich als Gefängnisköchin angeboten. Nein, das ist eine Frau!« Sie beeindruckte ihn sichtlich, um so weniger Willie. »Der Bursche hat eine Uhr bei sich gehabt, als er verhaftet wurde, die einem Mann namens Hugh Hamilton gehörte, den man auch seit einiger Zeit vermißte. Seinen Wagen hat man im Moor von Renniton gefunden. Das ist ein gefährliches Moor. Exe mußte ihn jedoch in dem Bett zerquetscht haben, und viele andere dazu.« Er schluckte. »Der Inspektor hat einiges am See zu tun. Mrs. Exe hat ihm verraten, wo er nachschauen muß. Ich glaub, die weiß gar nicht, wie ernst ihre Lage ist.« Er seufzte. »Siebzehn Morde! Wir werden berühmt!« Bruce schien, alles zusammengekommen, die Sache zumindest aus beruflichen Gründen zu genießen. Doch für Jay schien das Leben weniger erfreulich zu werden. Seine seelische Wunde heilte langsamer als seine körperliche. Der Gedanke, mit einer Familie von Wahnsinnigen verquickt zu sein, machte ihn trübsinnig. »Miß Lester wird Ihnen zweifellos sehr dankbar sein, Sir«, meinte er zum Abschied. »Miß Lester?« Den Namen kannte er nicht. Bruce ließ sich mit der Antwort Zeit. »Miß Lester, Sir? Ich spreche von Miß Selina Lester, Mr. Donaldson.« Und er hatte immer geglaubt, sie hieße Exe! Er schoß in die Höhe. »Sie glauben doch nicht...?« Bruce ließ sich diesmal noch mehr Zeit. »Miß Selina ist mit den Exes nicht verwandt, Sir. Keine Blutsverwandtschaft, verstehen Sie?« »Und das wissen Sie bestimmt?« Es waren schreckliche Sekunden. »Ah. Jawoll.« Bruce lachte verständnisvoll. »Ich hab' 'rumgefragt. Sie ist genauso normal wie ich und - wie Sie«, ergänzte er großmütig.

Jay sprang aus dem Bett und Bruce half ihm den Morgenrock anzuziehen. Dann rannte Jay aus dem Zimmer. »Das Fräulein ist im letzten Zimmer links, Sir. Erst rechts, dann das letzte Zimmer links!« rief Bruce ihm nach. Jay hastete den Gang entlang. Durch eine offene Tür sah er Charles White im Bett sitzen, vor sich ein Tablett mit Schokolade, Obst und vielen anderen Dingen. Doch der interessierte ihn im Moment überhaupt nicht. Er klopfte an die letzte Tür links und fuhr sich nervös mit den Fingern durch das dunkle Haar. Eine streng dreinblickende Pflegerin öffnete und betrachtete ihn mißtrauisch. Über ihre Schulter sah er Selina im Bett sitzen. Ihr langes, blondes Haar umrahmte lieblich ihr Gesichtchen. Sie trug etwas Blaues mit Spitzen und Bändern und sah viel zu schön aus, um Wirklichkeit sein zu können. »'raus mit Ihnen!« rief Jay. »Sie können doch nicht ...!« begann die Pflegerin beleidigt. »Gehen Sie in Ihr Zimmer!« Er streckte die Hand aus und packte sie an der Schulter, »'raus mit Ihnen, 'raus, 'raus!« Er gab ihr einen Klaps auf die Sitzfläche, um ihren Rückzug zu beschleunigen. Dann schloß er die Tür und sah das Mädchen an, das ihm großäugig und hoffnungsvoll entgegen blickte. »Ah, Miß Lester! Ich möchte Sie etwas fragen.« Ihre Antwort wartete er nicht ab. Er ging zum Bett und legte seinen gesunden Arm um sie. Selina begann vor Glück zu weinen.

ENDE